ungen und wäre elendiglich
rkommen, wenn nicht die
m geholfen und ihn auf den
acht hätte.
lichen und geschickt getarnten
nd unblutig fertig geworden
noch Handel und Wandel
bracht zu haben, ist in der
fassung das Verdienst des
Er trat sein Amt am
Jahre an, einen Tag nach
nd mußte sich wie alle seine
ndumdrehen in unbekannte
dselige Verhältnisse hinein-
ger hatten seine Einsetzung
, als sie ihr Land in den
Deutschland brachten. Es
tellbar, daß die Engländer,
Wege in die norwegischen
so viel Eifer und Uneigen-
Arbeit gesetzt hätten. Die
anz zufrieden sein, daß am
Hauleiter und Oberpräsident
in aus startete, um seitdem
ommissar zu amtieren.

Schieferdecker



e
ichs 'der Oberquartier-
ierung um Waffenruhe.
raloberst Weichs im Bei-
oberst Weichs (links)
i (Zweiter von rechts).
Neubauer-Weltbild / M.)

annien
Knut Hamsuns

aber ist der erwachsene
ll ja selbst einmal erwach-
sollte dann sein, wenn es
wiges Kind, eine geborene
d gehabt hätte? Das ist
eurem Geschwätz von der
soll das, warum sollen wir
nsten und allerkärglichsten
s ist bei uns sowieso schon
hweiz ist der Häusler von
twa davon, daß die jungen
nder von gleicher Größe
Ehre dareinsetzen, genau so
werden? Das ist es, was
underbar vorwärtsbringt,
nach Norwegen, dort sieht
. Aber wir? Wir sollen
eißvolk in unseren Alpen
send Jahren nur Friedens-
äufergeist und Ibsen her-
n in uns die Größe für
"

atte nicht auf Hamsun ge-
ach Deutschland geblickt.
eute das getan und die
r begriffen, sie hätten sich
part.

red Rother-Carlowitz.

*

anlied

er / Musik: Herms Niel

edrohn unsre Flanken,
Fels und Verhau
er Karawanken
nd Drau.

Siege entgegen,
as Haus.
hämmernden Schlägen,
ande hinaus!

Balkanverschwörer,
n Weltkrieg entfacht,
Völkerbetörer
reicher Schlacht.

Siege entgegen ....

nanche noch bluten,
as tapfere Heer,
mmernden Fluten
Aegäischen Meer.

Siege entgegen ....

Der Patriot

Ausgabe B

Fernruf 276 / Bankkonten: Kreissparkasse Büren Konto-Nr. 54 Spar- u. Darlehnskasse Büren / Geschäftsstelle Büren, Adolf-Hitler Straße 13

Der Sintfeldbote

Bürener Zeitung

Heimatzeitung für den Kreis Büren

Erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. Bezugspreis: Monatlich 2,01 RM. einschließlich 54 Pfg. Postgebühr. Botenbezugspreis 1,80 RM. (einschließlich Botengeld). Einzelnummer 10 Pfg. Im Falle höherer Gewalt, Betriebsstörung usw. besteht kein Anspruch auf Lieferung und Rückzahlung des Bezugspreises. Anzeigenpreis: 1 mm hoch 46 mm breit 5 Pfg., kleine Anzeigen nicht geschäftlicher Art bis 25 mm Höhe 4 Pfg., Textspalte 1 mm hoch und 68 mm breit 15 Pfg. Bei Konkurs und Zwangsvergleich erlischt jeder Anspruch auf Nachlaß. Gerichtsstand für beide Teile Amtsgericht Büren. Verlagsort Lippstadt.

Kostenl. Beilagen: u. a. Der illustr. Sonntag – Am häusl. Herde

Nr. 97 (1. Blatt) | Büren, Sonnabend/Sonntag, 26./27. April 1941 | 46. Jahrgang

Erschütterung des British Empire

Rr. Zu der Fülle schwerer englischer Sorgen um die katastrophale Entwicklung auf dem Balkan und in Nordafrika, um die großen Verluste in der Schlacht auf dem Atlantik und die dadurch bedingte äußerst ungünstige Versorgung des Mutterlandes kommt nun noch die Angst um eine Empirekrise. Die Furcht ist begründet. Das British Empire ist verfassungsrechtlich ein locker gefügtes Gebilde. Es wird nur durch die gemeinsamen Interessen und — neben der Krone als Repräsentation — durch die Reichskonferenz der Premierminister zusammengehalten. Ihre Beschlüsse sind jedoch von der Zustimmung der Dominien-Parlamente abhängig. Theoretisch haben die Dominien das Recht, aus dem „Commonwealth of Nation" auszutreten. Ihr Gefolgschaftsverhältnis zum englischen Mutterland beruht — wie im „Statute of Westminster 1931" ausdrücklich bestätigt — auf der Vorrangstellung des Mutterlandes als Schützer der Freiheit und Unabhängigkeit des Empire. In der „guten alten Zeit" besaß England in seiner „allgegenwärtigen, die Meere der Welt beherrschenden Flotte" ein starkes Instrument seiner Weltreichspolitik. Während für das Heer ein Reichsgeneralstab eingerichtet ist, ist die Flotte nur Sache Großbritanniens. Wohl haben die Dominien das Recht zur Flottenbildung, doch keine Pflicht dazu, und sie haben sich in der politischen Praxis bezüglich der Flottenmacht auf England verlassen. Nun aber hat England in dem selbstverschuldeten Kriege viele Millionen Tonnen seiner Flotte verloren. Diese englischen Schiffsverluste haben auch bei den Dominien den Glauben an die englische Vorherrschaft und Macht stark angeknabbert. Und Churchill fürchtet, daß die mit viel Geheimnistuerei angekündigte Weltreichskonferenz die englische Hilflosigkeit deutlich enthüllen wird. Mit dem klaren Erkennen der bitteren Notlage des Mutterlandes aber würde für die Dominien eine wichtige Voraussetzung ihrer Gefolgschaftstreue zum Mutterlande — nämlich dessen schützende Vorrangstellung — entfallen. In London ist man sich jedoch darüber völlig klar, daß eine enge Zusammenarbeit mit den Dominien für England besonders jetzt lebenswichtig ist.

Die englische Regierung hält es auch nicht für ausgeschlossen, daß ihr großer Freund Roosevelt durch den amerikanischen Flottenbesuch in Australien und Neuseeland mit diesen Dominien in nähere Fühlung treten könnte, als es unter den gegebenen Umständen den Engländern lieb ist. Man ist auch besorgt um die Möglichkeit intimer und vertraulicher Verhandlungen zwischen Roosevelt und dem kanadischen Ministerpräsidenten Mackenzie King. Die „Times" schrieb schon 1939, Kanada sei nur nach Maßgabe der USA.-Politik kriegsbereit. Wohl kann man Roosevelt eine abenteuerliche Kriegslust nicht absprechen. Doch schleicht sich in Churchills — sonst gefühlloses — Herz die Furcht, Kanada würde sich stärker zu Washington hingezogen fühlen, als zu London. Der Ausverkauf des Empire in Westindien kann einer solchen Entwicklung förderlich sein. Schon ist zwischen Roosevelt und Mackenzie King ein Abkommen vereinbart worden, wonach — wie wir gestern berichteten — die Engländer in Kanada auf zwei wesentliche Souveränitätsrechte verzichten mußten. Denn durch das Abkommen werden die Befestigungsanlagen des Hafens Halifax den Amerikanern ausgeliefert und die USA. haben das Recht, Truppen in unbeschränkter Zahl auf kanadisches Gebiet zu entsenden. In London gibt man zu, daß damit die Grenzen zwischen den Vereinigten Staaten und Kanada verschwunden sind.

Der kanadische Premierminister Mackenzie-King wurde nach seiner kürzlichen Rückkehr von der Zusammenkunft mit Roosevelt u. a. auf der Pressekonferenz über die Einberufung der Dominion-Premierminister zur „Reichskonferenz" nach London befragt. Die Tatsache, daß Mackenzie-King hierbei rundweg erklärte, an dieser Versammlung der Premierminister nicht teilzunehmen, sondern in Kanada verbleiben zu wollen, wo er den vereinigten Kriegsanstrengungen des Empire mehr nützen könne (!), beansprucht höchstes Interesse.

Die Erklärung des kanadischen Ministerpräsidenten muß so ausgelegt werden, daß er im gegenwärtigen Zeitpunkt der allgemein steigenden Unzufriedenheit in den britischen Do-

(Fortsetzung nächste Seite.)

13 Handelsschiffe mit 50 000 BRT vernichtet

17 weitere Schiffe schwer beschädigt – 55 feindliche Flugzeuge am Boden zerstört

Berlin, 25. April. Das Oberkommando der Wehrmacht gibt bekannt:

Die Luftwaffe erzielte auch am 24. April bei unentwegten Angriffen gegen Schiffsziele im Seegebiet um Griechenland große Erfolge.

Durch Bombenwurf wurden 13 Handelsschiffe mit zusammen rund 50 000 BRT vernichtet, 17 weitere Handelsschiffe schwer beschädigt.

Außerdem gelang es, ein kleineres Kriegsschiff zu versenken und auf einem weiteren Kriegsschiff älterer Bauart Bombentreffer zu erzielen.

Die Zahl der in Griechenland am Boden zerstörten Flugzeuge hat sich noch weiter erhöht. Es wurden auf verschiedenen Flugplätzen im Laufe des gestrigen Tages insgesamt 55 Flugzeuge zerstört.

Der Thermopylen-Paß genommen

Seit Kriegsbeginn 872 feindliche Handelsschiffe mit 1 900 000 BRT. von der Kriegsmarine eingebracht

Portsmouth wieder bombardiert

Berlin, 25. April. Das Oberkommando der Wehrmacht gibt bekannt:

In Griechenland wurde der Thermopylen-Paß durch umfassenden Angriff genommen, der Feind damit aus einer besonders starken und seit langem ausgebauten Verteidigungsstellung geworfen. An diesem Erfolge haben wieder Gebirgstruppen hervorragenden Anteil.

Durch fortgesetzte Angriffe gegen Schiffsansammlungen in griechischen Gewässern fügten Kampfflieger- und Sturzkampffliegerverbände auch gestern dem Feind schwere Verluste zu. Sie vernichteten westlich der Insel Thernia ein Handelsschiff von 6 000 BRT. und erzielten an anderen Stellen auf drei großen Schiffen Bombenvolltreffer.

Die Luftwaffe versenkte außerdem am 23. April fünf Transport- und drei Materialschiffe mit insgesamt 21 600 BRT. und beschädigte elf weitere Schiffe, darunter einen Zerstörer und zwei Hilfskriegsschiffe, so schwer, daß sie für die Einschiffung des britischen Expeditionskorps nicht mehr Verwendung finden werden.

Bei Angriffen gegen den Flugplatz Argos wurden zwei feindliche Flugzeuge abgeschossen und 36 Flugzeuge sowie zahlreiche Kraftfahrzeuge am Boden zerstört. Ein viermotoriges britisches Flugboot wurde in einem Hafen der Insel Salamis in Brand geschossen.

Ein in überseeischen Gewässern operierendes Kriegsschiff, das bereits die Versenkung von 29 000 BRT. gemeldet hatte, vernichtete weitere 30 000 BRT. feindlichen Handelsschiffsraumes.

Bei bewaffneter Aufklärung, die sich am 24. April über große Teile der britischen Insel erstreckte, schoß ein Fernaufklärer ein britisches Jagdflugzeug vom Muster Spitfire ab.

In der letzten Nacht belegten Kampfflugzeuge wieder den Kriegshafen Portsmouth wirksam mit Spreng- und Brandbomben. Es entstanden neue Zerstörungen in den Hafenanlagen mit weithin sichtbaren Großfeuern. Weitere Luftangriffe richteten sich gegen kriegswichtige Ziele an der britischen Ostküste.

Kampfflugzeuge versenkten ostwärts Dundee drei Handelsschiffe mit zusammen 14 000 BRT. aus einem Geleitzug und beschädigten ostwärts Sunderland ein großes Schiff.

Bei Küstenanflügen des Feindes am Tage und in den Abendstunden in die besetzten Gebiete brachten Marineartillerie zwei Jagdflieger und Flakartillerie je ein Flugzeug zum Absturz. Leichte Seestreitkräfte schossen in der Nordsee ein feindliches Flugzeug ab.

Der Feind flog in der letzten Nacht in das norddeutsche Küstengebiet ein und warf unter anderem Bomben auf Wohnviertel der Stadt Kiel; entstehende Brände konnten schnell gelöscht werden. Wehrwirtschaftlicher oder militärischer Schaden ist nirgends entstanden. Die Angriffe forderten einige Opfer unter der Zivilbevölkerung.

Ein Nachtjagdflugzeug mit der Besatzung Leutnant Völkers (Kommandant und Flugzeugführer), Feldwebel Biehne (Bordfunker) und Feldwebel Gürtner (Bordschütze) schoß innerhalb 15 Minuten vier feindliche Kampfflugzeuge vom Muster Bristol-Blenheim ab.

Die deutsche Kriegsmarine hat seit Kriegsbeginn 872 feindliche oder im Dienst des Feindes stehende Handelsschiffe mit einem Gesamtschiffsraum von etwa 1 900 000 BRT. eingebracht oder in besetzten Häfen beschlagnahmt.

Die von Korvettenkapitän Kretschmer und Kapitänleutnant Schepke geführten Unterseeboote sind von Feindfahrt nicht zurückgekehrt. Beide Boote waren an kürzlich unter schwierigsten Bedingungen durchgeführten Vernichtungen von feindlichen Geleitzügen beteiligt und haben hierbei ihre Gesamterfolge beträchtlich erhöht.

Offene Empörung in Australien

Ueber den ungerechten Einsatz australischer Truppen zu Gunsten der Briten

Genf, 25. April. Die allgemein in Australien herrschende Mißstimmung und offene Empörung über den verlustreichen Einsatz australischer und neuseeländischer Truppenteile in Griechenland hat zu einer Krise der Regierung Menzies geführt, dem man den Vorwurf macht, den australischen Kriegsrat vorher nicht gehört zu haben. Die Kritik fordert vor allem eine Erklärung dafür, warum es sich als notwendig erwiesen hat, weit größere Kontingente australischer als britischer Truppen in Griechenland einzusetzen. Diese Kritik ist so schwer, daß Ministerpräsident Menzies sich energisch dagegen verteidigen zu müssen glaubt, und zwar nicht in einer einfachen Erklärung, sondern bemerkenswerter Weise in einem Aufruf an das ganze australische Volk.

Menzies beschwört das Volk, sich jeder Kritik an den strategischen Entscheidungen und taktischen Maßnahmen zu enthalten, da dies in diesem Augenblick keine gute Wirkung haben könnte. Man könne Griechenland, das England seit Monaten zum Kampfe angetrieben habe, nicht plötzlich die kalte Schulter zeigen und es allein kämpfen lassen. Die Uebergehung des australischen Kriegsrates sucht er dadurch zu rechtfertigen, daß es sich um Maßnahmen von hoher strategischer Bedeutung gehandelt habe, deren Geheimhaltung unter allen Umständen gewahrt bleiben müsse.

Menzies geht in seiner Rechtfertigung so weit, daß er Churchill und Eden die alleinige Verantwortlichkeit für das griechische Abenteuer gibt. Er läßt durchblicken, daß die entscheidenden Dinge nur zwischen Eden und der griechischen Regierung oder zwischen Churchill und Eden besprochen wurden. Ihre Verantwortlichkeit an den unglücklichen Geschehnissen zeigt er deutlich, indem er sagt: „Wenn man uns vorwirft, daß wir unsere Kräfte zersplittert haben und lieber in der Cyrenaika hätten bleiben sollen, wenn man uns ferner vorwirft, daß wir nicht aufgepaßt haben, als die Deutschen ihre Verstärkungen über Sizilien nach Afrika brachten und wenn man uns ernste Fehler in der Berechnung der Kräfteverhältnisse vorhält, so weiß man eben in Australien nicht, wie die Dinge in Wirklichkeit liegen."

Die Tatsache, daß Menzies soviel über die Hintergründe verrät und die alleinige Verantwortlichkeit Churchills und Edens an dem Balkanabenteuer so klar feststellt, zeigt am deutlichsten, wie stark die Mißstimmung in Australien sein muß und wie gefährdet die Stellung von Menzies selbst ist. Zur Beschwichtigung hat er noch über den Aufruf hinaus ein Uebriges getan und in London Forderungen auf eine Verstärkung des australischen Einflusses auf die Kriegshandlungen gestellt. Diese Forderungen haben zur Ernennung des australischen Generals Blamey zum Stellvertreter Wavells für die Streitkräfte im mittleren Osten geführt.

Sturz des australischen Premiers in London befürchtet

Tokio, 25. April. Nach Meldungen aus London fürchtet man dort den Sturz des australischen Kabinetts. Zwischen dem in London weilenden australischen Premierminister Menzies und der britischen Regierung ist es wie „Tokio Nitschi Nitschi" schreibt, zu Auseinandersetzungen gekommen. Menzies werfe den Engländern vor, daß sie für die Niederlage in Griechenland und vor allem für die Verluste der Australier verantwortlich seien, da es an der griechische Front an Unterstützung und Hilfe durch die Engländer gefehlt habe. Die Beziehungen zwischen Australien und England hätten sich zugespitzt.

Die wahre Stimmung der Griechen

„Nieder mit England!" – Deutsche in Lamia herzlich begrüßt

Berlin, 25. April. Bei dem Einzug der deutschen Truppen in die Stadt Lamia spielten sich Begrüßungsszenen ab, die in eindrucksvoller Weise die wahre Stimmung des griechischen Volkes zum Ausdruck brachten. Männer, Frauen und Kinder umsäumten die Einzugsstraßen und warfen den deutschen Soldaten, die nach den schweren Gebirgskämpfen in Lamia einrückten, Blumen und Zigaretten zu. Wiederholt ertönte aus der Menge der Ruf „Kato i Aglia" (Nieder mit England).

Griechen griffen zur Selbsthilfe

Berlin, 25. April. Die Bevölkerung der griechischen Stadt Lamia hat zur Verhinderung sinnloser Zerstörungen durch fliehende englische Truppe zur Selbsthilfe gegriffen.

Britische Pioniere hatten ohne Rücksicht auf die in der Nähe liegenden Wohnhäuser und das Leben der Bevölkerung Sprengladungen an Eisenbahnanlagen, Brücken und Straßen angebracht. Als die Spitzen der deutschen Verfolgungstruppen in Lamia einrückten, fand sich eine Anzahl Einwohner bei dem befehlsführenden Offizier ein und meldete ihm, daß sie die von den Engländern gelegten Sprengkabel durchschnitten hätten. Auf die gleiche Weise hatte die Bevölkerung die Entzündung der englischen Tanklager und Munitionsdepots verhindert und führte die ersten deutschen Spähtrupps zu diesen Depots hin, die sofort sichergestellt wurden.

Schaffende gaben 34 Millionen

Berlin, 25. April. Die unter dem Kennwort „Schaffende sammeln — Schaffende geben" am 29. und 30. März von der Deutschen Arbeitsfront durchgeführte letzte Reichsstraßensammlung des KWHW. erbrachte das beachtliche vorläufige Ergebnis von 34 Millionen RM. und überstieg damit das Ergebnis der Oktober-Straßensammlung der Deutschen Arbeitsfront um 12½ Millionen Reichsmark.

Ostergabe rumänischer Bäuerinnen

2000 Eier und Kuchen für eine deutsche und rumänische Truppeneinheit

Bukarest, 25. April. General Antonescu hat zum rumänischen Osterfest von den Bäuerinnen des Dorfes Ruschetzu (Bezirk Braila) ein Telegramm erhalten, in dem diese mitteilen, daß sie Kuchen und 2000 Eier gesammelt haben und ihn bitten, ihnen eine deutsche und eine rumänische Truppeneinheit anzugeben, denen sie zu Ostern dieses Geschenk überreichen können. In dem Telegramm heißt es: Der rumänische Bauer weiß, daß er unter dem Schutz dieser beiden tapferen Soldateneinheiten seinen Acker bestellen kann und daß durch ihre Verbrüderung die Ehre des Landes wiederhergestellt wird.

London weicht aus

Der Zusammenbruch der englischen Pläne im Südostraume hat zur Folge gehabt, daß die Engländer sofort ein neues Objekt für ihre Propaganda gesucht haben, um die Aufmerksamkeit der öffentlichen Meinung in anderen Ländern von den peinlichen Vorgängen auf dem Balkan abzulenken. Das haben sie von jeher so getrieben, und nach jeder Aktion, die ihnen fehlschlug, oder zumeist sogar während sie noch im Gange war, sprachen die Engländer bereits wieder von etwas anderem. Als es in Norwegen rückwärts ging, wurde von Frankreich gesprochen, und als Frankreich zusammenbrach, phantasierte man von der Ueberlegenheit zur See und in der Luft. Als aber durch U-Boote und Flieger die Bedrängnis Großbritanniens immer höher getrieben wurde, da kündigte man der staunenden Welt einfach an, England werde nun aus der Verteidigung zum Angriff übergehen und werde die autoritären Mächte auf dem Kontinent selbst angreifen und besiegen. Jetzt ist nun im Südosten alles fehlgeschlagen, was man in London plante, und so wendet sich die britische Propaganda zur Abwechslung einmal dem Südwesten zu.

Das geschieht durch die Verbreitung einer Fülle von alarmierenden Nachrichten, die sich auf angeblich unmittelbar bevorstehende Ereignisse in Spanien und Portugal erstreckten, und die den Eindruck erwecken sollen, als stünden dort Aktionen bevor, die es den Engländern gewissermaßen zur Pflicht machen, ihrerseits im voraus einzugreifen. So wird nach diesen englischen Quellen von angeblichen Zusammenstößen zwischen führenden Persönlichkeiten in Lissabon und in Madrid gesprochen. Es wird behauptet, Deutschland bemühe sich, die Spanier unter Druck zu setzen, um dann auch in der Südwestecke Europas die allein ausschlaggebende Rolle zu spielen. In Portugal soll man genau so unruhig wie in Spanien geworden sein, und zwischen beiden Ländern sei durch die deutsche Diplomatie eine schwere Spannung hervorgerufen worden. Es ist von der Verschiffung portugiesischer Truppen nach den Azoren die Rede, und von einer Revolte, die in Spanien gegen den Staatschef Franco im Gange sein soll. In einem portugiesischen Blatte wird zwar mit Recht darauf hingewiesen, wenn es sich um Differenzen zwischen Spanien und Portugal handele, so könne nur England allein ein Interesse an derartigen Wirren auf der iberischen Halbinsel haben, aber eine solche Entlarvung stört die Engländer nicht in dieser neuen propagandistischen Kampagne. Ihre Agenten und Provokateure sprengen das Gerücht aus, deutsche Truppen seien bereits im Anmarsch auf Lissabon, und die Spanier hätten in ultimativer Form die Besetzung strategisch wichtiger Punkte in Portugal durch spanische Truppen verlangt.

Diese nach den englischen Behauptungen unmittelbar bevorstehenden dramatischen Ereignisse auf der iberischen Halbinsel sind in den letzten Tagen von der britischen Propaganda so eifrig in alle Welt hinausposaunt worden, daß man den Zweck dieser Aktion sehr deutlich erkennen kann. Die Aufmerksamkeit der internationalen Presse wird durch diese Sensationsnachrichten in hohem Maße in Anspruch genommen, und damit soll nach den englischen Wünschen das Interesse für den Südostraum in den Hintergrund gedrängt werden. Dort vollzieht sich inzwischen das Schicksal Griechenlands und der dort stehenden englischen Truppen folgerichtig und unabwendbar, und der schändliche Verrat, den der griechische König und seine Regierung am griechischen Volke begangen haben, ist eine Tatsache, vor der London nicht ausweichen kann.

Horthy beim Führer

Führerhauptquartier, 24. April. Der Führer hat am Donnerstag den Reichsverweser des Königreichs Ungarn, Admiral von Horthy, in seinem Hauptquartier zu einem Besuch empfangen.

Der Reichsverweser ist am gleichen Tage nach Budapest zurückgekehrt.

Auf den Spuren ihres Königs

Verantwortliche Personen Griechenlands flüchten auf die Inseln der Aegäis

Bukarest, 25. April. „Universul" berichtet in einer Eigenmeldung aus Istanbul, daß in den letzten Tagen eine große Zahl von griechischen zivilen und militärischen Persönlichkeiten das griechische Festland verlassen haben und nach den Inseln im östlichen Aegäischen Meer geflohen sei.

Ankara. Der jugoslawische König Peter traf in der transjordanischen Hauptstadt Amman ein. Er will sich als Tourist nach Bagdad begeben.

Die neuen Lebensmittelkarten

Wieder Vorgriff auf Einmachzucker

Die jetzt verteilten Lebensmittelkarten für die 23. Zuteilungsperiode vom 5. Mai bis 1. Juni bringen in den Rationen gegenüber der letzten Zuteilungsperiode keinerlei Veränderungen. Da die alte Reichskarte für Marmelade abgelaufen ist, wird eine neue Reichskarte für Marmelade ausgegeben, die wieder für vier Zuteilungsperioden gilt. Wie bisher gibt diese Karte dem Verbraucher die Möglichkeit, sich an Stelle von 700 g Marmelade je Zuteilungsperiode für den Bezug von 450 g Zucker zu entscheiden. Den Versorgungsberechtigten, die Marmelade und Obst einmachen und deswegen auf den Bezug von Marmelade zugunsten von Zucker verzichten, wird Gelegenheit gegeben, den Zucker in der Zeit vom 5. Mai bis 24. August zu jedem beliebigen Zeitpunkt unabhängig von der Gültigkeitsdauer der Einzelabschnitte zu beziehen. Es ist also möglich, die gesamte für die vier Zuteilungsperioden bestimmte Zuckermenge von 1800 g zu Beginn der 23. Zuteilungsperiode zu kaufen, wobei sämtliche Bestellscheine für Zucker abzutrennen und sämtliche Einzelabschnitte zu entwerten sind. Die Abgabe von Marmelade darf jedoch nur innerhalb der auf den Einzelabschnitten vorgesehenen Fristen erfolgen.

Neue Hetztiraden von Knox und Hull

„Wir können nicht umkehren"

Berlin, 25. April. Roosevelts kürzliche Feststellung, daß sich das USA-Volk noch immer nicht der drohenden Gefahr bewußt sei, die die Vereinigten Staaten von Amerika bedrohten, führte dazu, daß am Donnerstag gleich vier seiner Mitarbeiter in emphatischen Reden behaupteten, daß die Krise gekommen sei und die USA jetzt nur noch vorwärts gehen, aber nicht mehr halt machen könnten. Der äußere Anlaß für diese Agitationsschlacht, wenn man so sagen soll, in der auch Außenminister Hull und Marineminister Knox sprachen, war in erster Linie die ständig zunehmende Zahl der Hiobsnachrichten aus dem Mittelmeerraum, die bei vielen Bürgern der USA wohl die Ueberzeugung auslösten, daß eine weitere Hilfe für England zwecklos sei. Man erinnerte sich wohl dabei, des großen Hilfegeschreis, daß Roosevelt und seine Leute erst vor ein paar Wochen zugunsten von Jugoslawien und Griechenland in die Welt posaunten, und das diesen beiden von den englischen und amerikanischen Plutokraten verführten Staaten nicht das geringste nützte. Worte sind eben noch keine Taten. Diese wachsende Erkenntnis in USA und die daraus sich ergebende Tatsache, daß die Post der Senatoren und der Repräsentantenhausmitglieder immer mehr Zuschriften gegen die Intervention enthält, sicherlich auch das Drängen der englischen Diplomatie in Washington, die eine Minderung des Einflusses Roosevelts befürchtet, waren weitere Gründe für den hetzerischen Redeschwall jenseits des Ozeans.

Am schärfsten waren die Ausführungen des Marineministers Knoxs, der die komischsten Behauptungen aufstellte. Die USA müßten die Hilfeversprechen an England erfüllen, da es für ihre eigene Sicherheit in der Gegenwart und in der Zukunft nötig sei. Die USA, so versuchte er mit aller Macht seinen Zuhörern einzureden, seien von Militärmächten umzingelt. Wir, damit meinte er offensichtlich schuldbewußt sich selbst, und die andern Kriegstreiber in Washington, können nicht umkehren. Wir haben uns in diesen Weltkampf eingelassen.

Staatssekretär Hull appellierte ebenfalls, die größten Anstrengungen zu machen, um die USA so vollständig wie möglich für ihre eigene Verteidigung auszurüsten. Dabei sei dringende Eile nötig. In seinen weiteren Ausführungen entschlüpfte ihm das Geständnis, daß die Kriegshetzer in USA ein Umschlagen der aufgehetzte Stimmung befürchten. Er warnte nämlich seine Zuhörer davor, sich zu leicht entmutigen zu lassen, wenn sie zeitweilig ungünstige Nachrichten erführen. Dann malte auch er, wie sein Kollege Knox das Bild der USA in düstern Farben. Dabei behauptete er, daß die Breite des Ozeans keine Sicherheit vor einem Angriff sei. Am Schluß seiner Ausführungen nahm Hull oft auch das Wort Frieden in den Mund, womit er jedoch ohne es natürlich auszusprechen, nur den Frieden von Versailles oder einen noch schlimmeren Frieden für Deutschland meinte.

Die übrigen Ausführungen der Redner bewegten sich in den alten Entstellungen der Kriegsziele der Achsenmächte und gipfelten in einem kaum zu überbietendem Haßgesang gegen Deutschland und Italien.

„Große Räumlichkeiten"!

Für Belgrader Verschwörerclique „irgendwo im Nahen Osten"

Stockholm, 25. April. Nach der ebenso lächerlichen wie großmäuligen Erklärung Edens vor dem Unterhaus, daß England der jugoslawischen Regierung d. h. also der Belgrader Verschwörerclique die größtmögliche Hilfe angedeihen lassen werde, gibt Reuter am Freitag aus „irgendwo im Nahen Osten" folgende bezeichnende Meldung: Die gesetzliche jugoslawische Regierung, die jetzt im Nahen Osten aufgestellt wurde, hat große Räumlichkeiten bezogen, die dem kgl. Hofe und den Behörden der Exil-Regierung zum Aufenthalt dienen. Die Regierung beabsichtigt, den Kampf um die Befreiung des Landes fortzuführen.

Reuter hat nur vergessen, hinzuzufügen, daß das Belgrader Verrätergesindel sich also nun an einem noch sicheren Ort von den britischen Kriegsverbrechern mit Mitteln aus dem englischen Volksvermögen aushalten läßt, solange wie das Blutgeld noch reicht.

Bevölkerungsentwicklung günstig

Weitere Zunahme der Geburten trotz des Krieges

Berlin, 25. April. In dem abschließenden Bericht des Statistischen Reichsamtes über die Bevölkerungsbewegung im Deutschen Reich im Jahre 1940, der soeben in „Wirtschaft und Statistik" erschienen ist, wird erneut festgestellt, daß die Bevölkerungsentwicklung des Deutschen Reiches trotz des Krieges bisher im Ganzen genommen unerwartet günstig verlaufen ist.

Die Neubildung von Ehen wurde durch den jetzigen Krieg auch dank der bevölkerungspolitischen Maßnahmen von Staat und Wehrmacht nicht nur nicht gehemmt, sondern sogar in erheblichem Maße gefördert. Bis Ende April 1940 haben hauptsächlich infolge der überaus starken Anhäufung von Kriegstrauungen allein im alten Reichsgebiet 330 000 Männer der Geburtenjahrgänge 1900 bis 1919 mehr geheiratet, als nach den ohnehin recht günstigen Heiratsverhältnissen der Jahre 1910 und 1911 zu erwarten war. Seit dem Frühjahr 1940 ist die Zahl der Eheschließungen zwar gegenüber der vorher stark erhöhten Heiratshäufigkeit beträchtlich zurückgegangen, sie ist jedoch bis jetzt nur wenig unter den normalen Stand gesunken. In den Monaten Mai bis Dezember 1940 lag die Heiratshäufigkeit im Durchschnitt nur um 4,5 v. H. unter den in wirtschaftlich guten Friedensjahren 1910/11 beobachteten Heiratsziffern. Ende des Jahres 1940 war daher immer noch ein Uebertrag von 310 000 verheirateten Männern der Jahrgänge 1900—1919 vorhanden.

Auch die Geburtenentwicklung verlief während des jetzigen Krieges bisher zufriedenstellend. Im ganzen Reich wurden im Jahre 1940 noch rund 12 000 Kinder mehr geboren als 1939, so daß die Zahl der Lebendgeborenen im Deutschen Reich ohne die eingegliederte Ostgebiete sich im Jahre 1940 auf rund 1 645 000 stellt gegenüber 1 633 000 im Jahre 1939. Im Weltkrieg blieb dagegen die Geburtenzahl im Jahre 1915 schon um 136 000 hinter der Zahl von 1914 (1 382 000 gegen 1 818 000) zurück. Wenn auch im weiteren Verlauf des Krieges zeitweilig mit einer gewissen Abnahme der Geburtenzahl gerechnet werden muß, so beweist doch schon das Ergebnis für 1940, daß ein gleich großer Ausfall an Geburten wie im Weltkrieg auf keinen Fall zu befürchten ist.

Schiffe in der Sudabucht bombardiert

Rom, 25. April. **Der italienische Wehrmachtbericht vom Freitag hat folgenden Wortlaut: Das Hauptquartier der Wehrmacht gibt bekannt:**

In Griechenland sind unsere Truppen im Begriff, die Besetzung von Nordepirus zu vollenden. Luftformationen haben in der Sudabucht (Kreta) zahlreiche vor Anker liegende Flotteneinheiten bombardiert.

In den gestrigen frühen Morgenstunden haben feindliche Flugzeuge Bombardierungsaktionen gegen die Insel Rhodos durchgeführt.

In Nordafrika Tätigkeit unserer Patrouillen an der Tobruk-Front. In der Nacht zum 24. April hat der Feind einen neuen Einflug auf Tripolis durchgeführt, der keine Opfer, aber einigen Schaden zur Folge hatte.

In Ostafrika haben starke feindliche Kräfte südlich von Dessie durch energische Gegenangriffe unserer Truppen und heftiges Feuer unserer Artillerie starke Verluste erlitten. Oestlich von Gambela und in der Gegend der Seen kam es zu Zusammenstößen, die für uns günstig verliefen.

Tödliche Treffer in der Aegäis

Auch dieses Meer ist zur tödlichen Gefahrenzone für England geworden. Das Reich weiß nicht nur die Schlacht im Atlantik zu schlagen — es spürt den Feind überall dort auf, wo er sich zeigt. In der Aegäis spielt sich vor der Welt Augen ein Teil des britischen Dramas ab, und der Name Dünkirchen findet eine böse Auferstehung. Im Seegebiet zwischen Euböa und Kreta hat sich die Aktivität der deutschen Luftwaffe bereits erfolgreich entfaltet; auf die wenigen Häfen, die den flüchtenden Briten noch geblieben sind, hageln deutsche Bomben. Wichtige Häfen an der nördlichen und östlichen griechischen Küste, wie Saloniki, Volos und Lamia, sind in deutscher Hand!

Unsere Karte führt in den Gesamtraum des Aegäischen Meeres mit seinen zerrissenen Küsten und den zahlreichen Inseln, von denen die griechische Insel Kreta als britische Stütze den Südsaum schließt. Einige Entfernungsangaben mögen zum besseren Verständnis der räumlichen Beziehungen, auch innerhalb des Mittelmeeres, dienen. Nordöstlich von Kreta das italienische Sperrgebiet Dodekanes.



Erschütterung des British Empire

(Fortsetzung von der 1. Seite).

minien nicht dem Beispiel seines australischen Kollegen Menzies folgen will, der sich bekanntlich schon seit Monaten in England aufhält, ohne daß der australischen Oeffentlichkeit irgendwelche positiven Ergebnisse seiner Beratungen in London bekannt geworden wären.

In seinen weiteren Ausführungen betonte Mackenzie-King auch, daß „diejenigen, die eine solche Versammlung befürworteten, sich nicht darüber klar seien, wie die Führung des Empire funktioniere". Diese Worte des Premiers stellen eine deutliche Spitze gegen Churchill dar. Mackenzie-Kings Erklärung wird noch dadurch unterstrichen, daß sie unmittelbar nach seiner Zusammenkunft mit Roosevelt erfolgte.

In Australien steigert sich die Empörung über den verlustreichen Einsatz australischer Truppen in Griechenland und Nordafrika, wo sie von den Engländern zur gefährlichen Rückendeckung ihrer feigen Flucht mißbraucht werden. In die „Ehre", für die Engländer ihre Haut zu Markte zu tragen, teilen sich mit den australischen Truppen die neuseeländischen. Die Kritik an der britischen Kriegführung ist durch den stellvertretenden Premierminister Australiens, Fadden, unmißverständlich geäußert worden. In diesem Zusammenhang soll — wie von unterrichteter Seite gemeldet wird — das Verweilen des australischen Erstministers Menzies in London nicht ganz freiwillig sein. Menzies war es auch, der in London erklärt hat: „Wir müssen anerkennen, daß das Empire die größte Krisis in seiner Geschichte durchmacht."

Menzies sah sich veranlaßt, in einem Aufruf an das australische Volk dessen Kritik zu dämpfen und für sich selbst ein Alibi zu verschaffen. Die australisch-englischen Auseinandersetzung geht so weit, daß in London sogar der Sturz Menzies befürchtet wird. Die tiefe Besorgnis in England über die Mißstimmung in Australien klingt auch aus einem Artikel Hannen Swaffers im „Daily Herald" mit der Ueberschrift „Gebt der Oeffentlichkeit die Tatsachen bekannt". Ein Kabel aus Sydney habe von der Unbehaglichkeit gesprochen, die nicht nur in der Oeffentlichkeit, sondern auch bei den Abgeordneten in Australien über den Verlauf des Krieges herrsche. In diesem Dominion habe sich ein sensationelles Steigen und Fallen der öffentlichen Stimmung bemerkbar gemacht. Vor nicht mehr als zwei Monaten sei der Fall von Benghasi mit dem Läuten der Glocken in ganz Australien und mit Flaggenschmuck in allen Straßen begleitet gewesen. Menzies sei geradewegs aus Libyen nach London gekommen, voll natürlichen Stolzes über die Taten seiner Landsleute. Doch ein paar Tage später habe Fadden, sein Stellvertreter, eine Rede gehalten, deren Erfolg — mit den Worten der australischen Wochenzeitschrift „Truth" — gewesen sei: „Sydney hat selten eine solche Enttäuschung und Bestürzung erlebt. Die Börsenpapiere stürzten, das Geschäft war auf dem toten Punkt, undurchdringliche Düsterheit herrschte überall". Schlimmer als die Fadden-Rede seien die Ankündigungen über den libyschen Rückzug gewesen. Es sei ganz natürlich, daß die Furcht entstand, ein großer Sieg habe sich in einen panischen Rückzug verwandelt. „Daily Herald" beklagt sich dann über die Zurückhaltung der amtlichen Stellen, die auch den Grund der Rückschläge in Libyen, nämlich angeblich die Entsendung australischer Truppen nach Griechenland, nicht mitgeteilt hätten. Auch jetzt wieder bekomme man aus Athen nur die spärlichsten Nachrichten. Das Blatt schließt: „So blieb nun Menzies hier auf Aufforderung Churchills, obgleich er wahrscheinlich einen guten Teil seiner Unterstützung daheim dadurch zu verlieren riskiert — und er hat eine Majorität von nur einer Stimme! — Er würde dem Empire einen großen Dienst erweisen, wenn er in Downingstreet auf eine größere Freimütigkeit besteht". Fadden sagte: „Die Rückschläge der britischen Empiretruppen dürfen nicht verkleinert werden; Menzies sollte dafür sorgen".

Die Churchill-Regierung verhehlt sich auch nicht, daß in Südafrika die Opposition gegen Smuts wächst. In der Südafrikanischen Union leben 6 Millionen Farbige und 2 Millionen Weiße, wovon 60 v. H. Buren sind, die England zu seinen Gegnern rechnen muß.

Der USA.-Senator Nye teilte der Presse jetzt mit, er halte den „Zerfall des British Empire für sicher", zumal die Belastungen der Dominien ungeheuer seien. So z. B. betrügen die Kriegskosten Kanadas rund 50 v. H. des Staatshaushalts.

Londons Empiresorgen haben zu dem Versuch geführt, die Vereinigten Staaten in die Weltreichsberatungen einzubeziehen, wovon man sich eine ständige und unmittelbare Beeinflussung durch die USA.-Politik im englischen Sinne verspricht. Viccount Elibank erklärte kürzlich im Unterhaus, im Falle der Bildung eines Imperial War Council (Empire-Kriegs-Rat) müsse ein Vertreter der USA. dazu eingeladen werden. Wie Washington diese Einladung aufnehmen wird, kann jetzt noch nicht gesagt werden. Es ist möglich, daß Roosevelt die Einladung annimmt in der Hoffnung, durch die Entsendung eines Vertreters größeren Einfluß in Europa zu gewinnen.

Nach alle dem erhebt sich die Frage, ob England als Zentrale des erschütterten Empire noch über genügend Zentripedalkraft verfügt, die für den Bestand und inneren Zusammenhalt des Empire notwendig ist. Sicher ist, daß eine Impire-Dämmerung in allen Dominien beginnt.

terung
h Empire

der 1. Seite).

el seines australischen
will, der sich bekannt-
in England aufhält,
Oeffentlichkeit irgend-
sse seiner Beratungen
den wären.
Ausführungen betonte
„diejenigen, die eine
rworteten, sich nicht
die Führung des Em-
Worte des Premiers
ge gegen Churchill dar.
ng wird noch dadurch
mittelbar nach seiner
sevelt erfolgte.
eigert sich die Empö-
ichen Einsatz australi-
nland und Nordafrika,
dern zur gefährlichen
en Flucht mißbraucht
', für die Engländer
tragen, teilen sich mit
die neuseeländischen.
chen Kriegführung ist
den Premierminister
mißverständlich geäu-
Zusammenhang soll —
eite gemeldet wird —
ralischen Erstministers
t ganz freiwillig sein.
er in London erklärt
nnen, daß das Empire
iner Geschichte durch-

lagt, in einem Aufruf
lk dessen Kritik zu
bst ein Alibi zu ver-
-englischen Auseinan-
daß in London sogar
fürchtet wird. Die
nd über die Mißstim-
gt auch aus einem Ar-
n „Daily Herald" mit
er Oeffentlichkeit die
n Kabel aus Sydney
ichkeit gesprochen, die
tlichkeit, sondern auch
Australien über den
rsche. In diesem Do-
ationelles Steigen und
Stimmung bemerkbar
als zwei Monaten sei
mit dem Läuten der
en und mit Flaggen-
n begleitet gewesen
aus Libyen nach Lon-
ürlichen Stolzes über
eute. Doch ein paar
n, sein Stellvertreter,
en Erfolg — mit den
chen Wochenzeitschrift
„Sydney hat selten
und Bestürzung er-
stürzten, das Geschäft
nkt, undurchdringliche
ll". Schlimmer als die
Ankündigungen über
ewesen. Es sei ganz
t entstand, ein großer
panischen Rückzug ver-
ld" beklagt sich dann
der amtlichen Stellen,
Rückschläge in Libyen,
ntsendung australischer
and, nicht mitgeteilt
er bekomme man aus
ten Nachrichten. Das
nun Menzies hier auf
obgleich er wahrschein-
iner Unterstützung da-
en riskiert — und er
nur einer Stimme! —
einen großen Dienst
Downingstreet auf eine
eht". Fadden sagte:
itischen Empiretruppen
werden; Menzies sollte

erung verhehlt sich
idafrika die Oppo-
chst. In der Südafri-
Millionen Farbige und
von 60 v. H. Buren
n Gegnern rechnen muß.
Nye teilte der Presse
Zerfall des British Em-
ie Belastungen der Do-
So z. B. betrügen die
rund 50 v. H. des

en haben zu dem Ver-
nigten Staaten in die
nzubeziehen, wovon man
unmittelbare Beein-
l.-Politik im englischen
count Elibank erklärte
im Falle der Bildung
ouncil (Empire-Kriegs-
er der USA. dazu ein-
Washington diese Ein-
, kann jetzt noch nicht
möglich, daß Roosevelt
in der Hoffnung, durch
ertreters größeren Ein-
nnen.
sich die Frage, ob Eng-
s erschütterten Empire
ntripedalkraft verfügt,
nd inneren Zusammen-
dig ist. Sicher ist, daß
g in allen Dominien

„Endlich!"

Bilder und Erlebnisse auf serbischen Gebirgsstraßen

Unmerklich fast ist der Uebergang von Bulgarien nach Serbien. Das Gesicht der ungebärdigen Gebirgslandschaft, durch die sich ein Paß zwängt, ist hüben wie drüben das gleiche. Nur die Reste eines Schlagbaumes oder die üblichen Stacheldrahthindernisse erinnern an die willkürliche Grenze. Und daß hier die Straße in schlechterem Zustande ist, wird jedem Autofahrer sogar körperlich spürbar. Vor dem ersten Dorf war sie in einer Höhe bis zu etwa drei Meter durch eine Steinbarrikade versperrt, auf dem Vormarsch ist sie von den deutschen Pionieren in Fahrbreite abgetragen worden, die Steine sind seitwärts aufgeschichtet; selbst unter feindlichem Beschuß und in aller Eile noch ist hier eine saubere, eben deutsche Arbeit geleistet worden.

Dann das Grenzdorf. Es bietet so gar nicht das graue Bild eines Kriegsschauplatzes, der es doch in höchstem Maße war. Gewiß, einige Häuser haben arg gelitten, aber im ganzen drängt sich der Eindruck auf, daß gerade von deutscher Seite das Möglichste geschehen ist, den Gegner zu vertreiben, ohne unbedenklich zu zerstören.

Und so nimmt es nicht wunder, daß die Einwohner sofort zurückgekehrt sind und nun in selbstverständlicher Gelassenheit wieder die Ochsengespanne über den Acker und die Herden auf die Weiden treiben. Auch gar nicht verängstigt, sondern freundlich winkend stehen die Frauen vor den Türen und die Männer am Straßenrand. Und wahrlich ein herzlich ansprechender Gegensatz: daß hier, schließlich im Feindesland, die Mädchen Schneeglöckchen und blühende Zweige den Deutschen zuwerfen und gar an die Uniform stecken oder am Kraftfahrzeug befestigen. Erst angesichts dieser Bilder drängt sich uns die Tatsache ins Bewußtsein, daß es bulgarische Menschen sind, die verurteilt waren, hinter dieser Grenze zu wohnen.

Unser Wagen surrt unermüdlich weiter, in eine dichte, zweireihe endlose Kolonne eingekeilt. Plötzlich stockt der Marsch, und beim Aussteigen wird man gewahr, daß zwei Eisenbahnbrücken, die den Lauf eines kleinen Flußtales überqueren, von den fliehenden Serben gesprengt worden sind und nun das Gewirr ihrer Träger hindernd emporrecken. Aber die Pioniere sind auch hier eifrig an der Arbeit. Zwischen den zerstörten Uebergängen des Eisenbahn- und des Kraftwagenverkehrs haben sie eine Notbrücke errichtet, auf der die vorstoßenden Einheiten feindwärts geeilt sind, allerdings mußte dabei ein kleiner Umweg durch tiefen Lehmschlamm in Kauf genommen werden. Jetzt sind sie im Begriff, die noch haltbaren Eisenteile der Brücken durch Holzbauten zu ergänzen. Ununterbrochen tönt das Lied ihrer Hämmer und Beile, der Schaufeln und Schweißapparate. Andere grau Uniformierte helfen, das Material herbeizutragen, und jetzt erst erkennen wir, daß es Gefangene sind. Unterwürfig grüßen sie mit abgezogener Kappe, grinsend sehen sie uns nach, ganz offensichtlich unbeteiligt an den Folgen des kriegerischen Geschehens und nur froh, mit dem Leben davongekommen zu sein.

Fast bedrohend engen nun die Felsmassive die Straße ein. Am Rande mehren sich die Bilder überstürzt zurückgelassener Waffen, Munition und zerschmetterter Fuhrwerke mit verendeten Pferden oder Ochsen davor, von gierig schreienden Dohlen umflogen. Beim Anblick dieser — immerhin weltkriegsgerechten Beute und beim stummen Vergleich mit der deutschen Rüstung können wir uns eines Lächelns nicht erwehren.

Oben auf den verschneiten Gipfeln lassen sich winzig klein die deutschen Beobachtungsstellen erkennen, die unsere Gebirgsjäger im unerschrockenen Angriff dem dort fest eingenisteten Feind abgerungen haben. Worte vermögen diese Leistung nicht zu umreißen, nur der Anblick der unwegsamen, tückisch aufragenden Grate gibt eine Ahnung davon. In souveräner, von all den blutigen Gefechten unberührter Gelassenheit kreist jetzt ein Adler in der Höhe über uns.

Die Wegsteigung nimmt beträchtlich zu. Und beinahe unvermittelt befinden wir uns in einer märchenhaft anmutenden Landschaft, deren windumbrauste, unübersehbar weite Gebirgsläufe in das tiefe, dunkle Wolkendach stoßen. Die Straße ist inzwischen noch schmaler geworden, immer wieder machen mit Abflußwasser gefüllte Löcher und bis zu 30 Zentimeter hohe Schlammschichten das Fahren beschwerlich. Dennoch sind wir bald oben auf der Paßhöhe, die uns den Anblick gewährt auf die wilde Schönheit dieses Landes, zwischen dessen wunderbar umblauten Gebirgsrücken das wellige, blühende Tal eingebettet ist mit bunt gewirkten Siedlungen und dem Gewirr schmaler Pfade darin. Und so weit das Auge zu sehen vermag, ohne Ende scheint das schwarzgraue Band der Fahrzeugkolonnen, donnernd verhallt ihr Lied im weiten Kessel der Niederung. Und über den Kämmen stoßen aus dem wallenden Wolkenhimmel surrend die deutschen Aufklärungsflugzeuge hervor.

Immer wieder und stets in kürzeren Abständen begegnen uns erst die kleineren, dann aber in stärker anschwellenden Gruppen die Gefangenen. Aengstlich grüßen sie uns oder winken uns gar in freundlicher, unaufrichtiger Vertraulichkeit zu. Wir übersehen sie schweigend.

Wir wollen den Weg zur nächsten, erst vor einigen Stunden von unseren Truppen eingenommenen Stadt abkürzen. Da wir nicht Bescheid wissen, verweist man uns auf zwei serbische Offiziere, die einem Trupp Gefangener vorangehen. Sie geben uns höflich im völlig akzentfreien ostmärkisch anklingenden Deutsch Bescheid und stellen sich aber sofort, als wollten sie sich nicht als Serben betrachtet wissen, als Slowenen vor.

Eine Stunde darauf haben wir jenes Landstädtchen erreicht, das unser Tagesziel sein soll. In dem behaglichen Gefühl, recht viel Platz zu haben, breitet es sich weit bis auf die umliegenden Hügel aus. Aber das Gemisch unscheinbarer, ärmlicher Häuser und hochmoderner flach dachartiger Geschäftsgebäude nimmt dem Straßenbild jede Geschlossenheit. Jetzt ist es allerdings durchsetzt von den Spuren eines auf beiden Seiten noch vor wenigen Tagen hartnäckig geführten Kampfes. Warnend stehen die Trümmer bombardierter Gebäude und barrikadierter Straßen, in die sich inzwischen aber schon wieder die Zivilbevölkerung eingefunden hat, um dem unaufhörlich flutenden Verkehr der deutschen Truppen mit nicht endenwollendem Erstaunen zuzusehen. Viele Volksdeutsche sind darunter, die mit feuchten Augen bei einigen Landsern stehen und in tausend kleinen Begebnissen ihres Alltagslebens ein unbefangenes Bild geben von ihrer Leidenszeit während der letzten Wochen.

An den Ecken stehen dichtgedrängte Kolonnen serbischer Gefangener, die zu unserer aller Verwunderung in immer wieder aufbrandenden Heilrufen uns begrüßen. Im Gespräch erhellt sich dann, daß es Volksdeutsche und Ungarn sind, die in den Kasernen der Stadt tagelang ohne Waffen und ohne Verpflegung eingesperrt wurden und erst beim Eintreffen der deutschen Verbände sich selbst befreiten. Wie Kinder erstaunen sie stets aufs neue über unsere schweren Waffen und wissen es nicht zu fassen, daß wir die Deutschen, hier sind, und alle ihre dankerfüllten Worte münden in den befreienden Ausruf: „Endlich!"

Noch nie hat diese Stadt einen so lebendigen Rhythmus verspürt wie jetzt, da unaufhörlich, aber in herrlich anzusehender Verkehrsordnung die Fahrzeuge heranbrausen und die Straßen erzittern im Donner ihrer Motoren, und da dieselben Straßen widerhallen von den Fuhrwerken und den Fußtritten der heimkehrenden Flüchtlinge, die sich dank der Anwesenheit der Deutschen wieder geborgen wissen, obgleich vor wenigen Tagen hier noch das große Echo der Front dröhnte.

Kriegsberichter Walter Ohlgart (PK.)

Bei Flüchtlingen aus dem Banat

Blutiger Kampf gegen serbischen Terror

Von Kriegsberichter Dr. Hans A. Vowinckel (PK.)

Wir erfuhren, daß in der Umgebung von Temeschburg, der Hauptstadt des rumänischen Banats, volksdeutsche Flüchtlinge aus Jugoslawien in Sammellagern untergebracht seien, und beschlossen, zu ihnen zu fahren.

In Temeschburg, einer bedeutenden Stadt von fast 120 000 Einwohnern, trafen wir im Deutschen Haus den Gauleiter vom Deutschen Kulturbund, Gau Banat, der selbst erst vor einigen Tagen aus seiner Heimat hatte fliehen müssen und nun mit Hilfe der deutschen Volksgemeinschaft in Rumänien die Unterbringung der Flüchtlinge organisiert. Er erklärte sich sofort bereit, mit uns zu fahren und uns zu führen.

Es begann schon zu dämmern, als wir in Haßfeld ankamen. Wir hielten vor einem großen Gasthof, dem Sammelpunkt der Flüchtlinge. In einem kleinen Raum war eine Art Geschäftsstelle eingerichtet, wo wir von dem Organisationsleiter empfangen wurden. Das Zimmer war angefüllt mit Menschen, die nicht gedrückt, sondern in freudiger Stimmung waren. Voll Begeisterung wurden uns die neuesten Nachrichten mitgeteilt, die man soeben durch den Rundfunk über den weiteren deutschen Vormarsch erfahren hatte.

Wir erfuhren nun, daß wir eigentlich schon zu spät kamen, um die ganze Masse der Flüchtlinge noch zu sehen.

Diese Menschen haben in den letzten Tagen Schweres durchgemacht. Der altbekannte Haß der Serben gegen alles Deutschtum hat in diesen Tagen neue Orgien gefeiert. Ebenso wie die Polen haben nun die Serben versucht, die Deutschen von Haus und Hof zu vertreiben und als Geiseln ins Innere des Landes zu verschleppen. Vielen wird eine rechtzeitige Flucht nicht mehr möglich gewesen sein, und mit traurigen Nachrichten werden wir für die Zeit zu rechnen haben, da die deutsche Wehrmacht das Land restlos besetzt haben und das Schicksal der Verschleppten bekannt werden wird. Aber es haben sich nicht nur viele über die Grenze retten können, sondern weithin hat man zur Selbstwehr gegriffen, wobei sich die männliche Erziehung der jungen Organisation des Deutschtums voll bewährt hat.

Ein Bauer aus einem nahegelegenen Grenzdorf berichtet von seinen Erlebnissen. Gegen Mittag näherten sich seinem Hof vier der berüchtigen Granitscharen — jener Serben, die im Jahre 1918 auf den Ruf der Regierung Freischaren bildeten und zur Belohnung in dem deutschen Gebiete angesiedelt und mit dem besten Boden, der den deutschen Grundbesitzern enteignet war, beschenkt wurden. Mit Verachtung sprechen die Deutschen von diesen Menschen, die zum größten Teil niemals gekämpft und nur die einzige Aufgabe gehabt haben, Deutsche zu verdrängen und zu terrorisieren. Auch in diesen Tagen waren sie wieder die Träger des Terrors . . .

Vier dieser Menschen, schwer bewaffnet, näherten sich dem Hof, aber der Bauer hatte sich mit seinen Freunden auf ihren Empfang vorbereitet. Sie waren entschlossen, den Hof mit der Waffe zu verteidigen. Als die Serben den Hof besetzt fanden, eröffneten sie das Feuer, das von den Deutschen erwidert wurde. Nachdem zwei der Serben gefallen, ein Deutscher verwundet war, gingen die beiden Uebriggebliebenen zurück, um Verstärkung zu holen. Nach kurzer Zeit erschien ein Auto, mit vier Soldaten besetzt und mit einem Maschinengewehr bestückt. Nun entstand ein langwieriges Gefecht. Für die Deutschen kam alles darauf an, die Serben an der Aufstellung des Maschinengewehres zu hindern. Sie zerschossen zunächst die Reifen des Wagens, um eine Flucht zu verhindern. Jeder Versuch der Serben, das Maschinengewehr vom Wagen herunter in Stellung zu bringen, wurde vereitelt. Nachdem hierbei zwei Serben verwundet worden waren, entkamen die beiden anderen in der inzwischen hereinbrechenden Dämmerung.

Der Opfersonntag soll Ausdruck des Opferwillens des gesamten Volkes sein.

Zahlreiche solcher Kämpfe haben in diesen Tagen stattgefunden. Vor allem die Jugend, nicht mehr bereit, kampflos zu flüchten, hat den angestammten Boden mit der Waffe in der Hand verteidigt. Blut ist auf beiden Seiten geflossen. Die Gefahr war groß, daß die deutschen Kämpfer von einer serbischen Uebermacht erdrückt wurden. Tagelang standen diese Männer, mit denen wir jetzt zusammensitzen, im Banne dieser Sorge. Aber ihr Vertrauen auf die deutsche Wehrmacht war unbegrenzt. Sie verstanden, daß in den ersten Tagen, in denen die Entscheidung über diese Feldzug fiel, hinter den unermeßlich großen strategischen Aufgaben alles andere zurückstehen mußte. Daß auch sie nicht vergessen würden und daß die deutsche Wehrmacht auch ihnen rechtzeitig zu Hilfe kommen würde, daran zweifelten sie nie. Sie wußten, daß die Truppen, die ihnen die Heimat wiedergeben werden, auf siegreichem Vormarsch waren.

Die 3 Minuten Arbeit in der Küche lohnen sich,

die notwendig sind, um den Kathreiner richtig zu kochen. Man leistet sie gern, denn so schmeckt er am besten, am kräftigsten, so gibt er den ganzen Gehalt – voll und rein! Und wie gering ist dieser Aufwand gegenüber der langen Zeit, welche es bis dahin gekostet hat: 4 Monate auf dem Felde und 6 Tage Arbeit in der Fabrik! Diese Arbeit ist heute nicht leichter geworden. Aber auch sie wird gern geleistet, damit jedermann seinen Kathreiner, den Kneipp-Malzkaffee, bekommen kann – ebensogut, wie er immer war.



Aus der Heimat

Büren, Sonnabend, den 26. April 1941

SPENDET ZUM 2.

Kriegs-Hilfswerk für das DEUTSCHE ROTE KREUZ

Das Kriegshilfswerk ist ein leuchtendes Bekenntnis der Heimat zum Opfergeist der Front! — Im Kampf um den Sieg auch Dein Opfer für Deutschland!

*

Am Sonntag SA.-Aufmarsch in Büren

Wie bereits wiederholt bekanntgegeben, veranstaltet der SA-Sturmbann II/158 am morigen Sonntag in unserer Kreisstadt einen großen Appell, an dem sämtliche SA-Stürme und SA-Wehrmannschaften des Kreises Büren teilnehmen werden, Es ist folgende Dienstfolge vorgesehen:

9.15—10.15 Uhr: Führertagung im Gasthof von Rüden,
10.20—10.40 Uhr: Freiübung der SA-Wehrmannschaft Büren auf dem Schützenplatz,
10.40—11.30 Uhr: Großeinsatz der SA-Wehrmannschaft Salzkotten am Hoppenberg,
11—12 Uhr: Standkonzert der SA-Standartenkapelle auf dem Marktplatz,
12 Uhr: SA-Appell auf dem Binnenhof der Aufbauschule; anschließend Propagandamarsch durch die Stadt und Vorbeimarsch bei von Rüden,
13 Uhr: Gemeinschaftliches Essen in der Schützenhalle,
14 Uhr: Oeffentliche Kundgebung im Saale Goedde-Menke.

Seit die SA im großen Rahmen die vormilitärische Wehrerziehung aufgenommen hat, sind auch im Bereich der SA-Standarte 158 Paderborn viele Hunderte von Männern in die Wehrmannschaften eingegliedert worden, die in mehrmonatigen Kursen eine gute soldatische Grundausbildung erhielten. Die Bevölkerung wird morgen Gelegenheit haben, den Stand der vormilitärischen Wehrerziehung in unserem Heimatkreis kennen zu lernen. Wir machen besonders auf die große Geländeübung aufmerksam, die sich in der Gegend des Schützenplatzes abspielen wird. Niemand versäume, sich dieses interessante Schauspiel anzusehen. Ebenso ist die Bevölkerung zu der öffentlichen Kundgebung im Saale Goedde-Menke herzlich eingeladen.

*

Was die Stadt Büren opferte. Nach Abschluß des 2. Kriegs-Winterhilfswerkes dürfte es interessieren, was die Stadt Büren an Spenden aufgebracht hat. Bei einem Vergleich mit dem Vorjahr kann gesagt werden, daß das diesjährige Gesamtergebnis höher liegt. Während beim 1. Kriegs-WHW. der Betrag von rund 18 044.— RM. aufkam, konnten diesmal rund 20 490.— RM. aufgebracht werden. Diese stolze Summe setzt sich im einzelnen wie folgt zusammen: Opfersonntage 7 977 RM., Reichsstraßensammlungen 4 778 RM., Bauernspende 1 472 RM., Firmenspenden 3 218 RM., Sonderspenden 352 RM., Barablösung der Pfundspende 1 507 RM., „Tag der Deutschen Polizei" 549 RM., „Tag der Wehrmacht" 635 RM. Das Gesamtergebnis beweist, daß die Bevölkerung der Stadt Büren auch während des vergangenen Winters ihre Pflicht erfüllt und somit einen schönen Beitrag zum deutschen Endsieg geleistet hat.

Oeffentliche Kundgebung. Im Rahmen des am morgigen Sonntag stattfindenden Appells des SA.-Sturmbannes 2/158 findet um 14 Uhr eine öffentliche Kundgebung im Saale Goedde-Menke statt, auf der Pg. Wemhöner aus Münster sprechen wird. Alle Volksgenossen sind zu dieser Kundgebung eingeladen.

Bürener Filmvorschau. „Wir sind zwei gute Kameraden . . .", das ist der neue Schlager von Edmund Nick, dem bekannten Komponisten, der in dem neuen Cine-Allianz-Lustspiel „Die lustigen Vagabunden" gesungen wird Der Film erzählt von den tollen Streichen zweier Künstler, die eine Wette abgeschlossen haben, daß sie als Vagabunden **eine** Zeitlang unerkannt bleiben können. Die Hauptdarsteller sind Rudi Godden, Joh. Heesters, Mady Rahl, Carola Höhn, Carsta Löck, Rudolf Carl, Rudolf Platte und Franz Schafheitlin.

nsg) **Der Kampf unseres Volkes** verlangt ganzen Einsatz des einzelnen zur beruflichen Höchstleistung. Ein gutes „Fachbuch" gehört in die Hand der berufstätigen Jugend.

Steuerermäßigung für Hausgehilfinnen. Durch das Einkommensteuergesetz vom 27. Februar 1939 ist die Beschäftigung von Hausgehilfinnen keine Ausgabe im Sinne der Sonderausgaben mehr. Lediglich in den Fällen, in denen durch die Aufwendungen außergewöhnliche Belastungen für den Steuerpflichtigen entstehen, kann eine Gewährung der Steuerermäßigung in Betracht kommen. Der Reichsfinanzhof hat diesen Tatbestand durch Urteil vom 26. März 1941 erneut festgestellt.

Eine uralte Linde in Hegensdorf

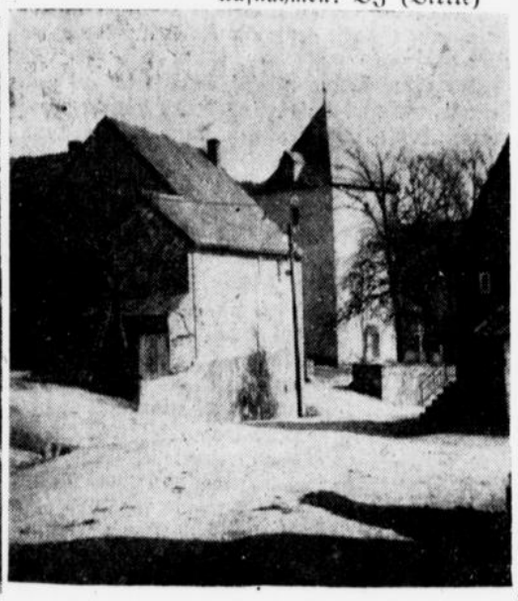
Das im schönen Aftetal gelegene Dorf Hegensdorf, das zusammen mit dem vor einigen Jahren eingemeindeten Dorf Kellinghausen rund 540 Einwohner zählt, fesselt den Wanderer immer wieder durch seine idyllische Lage. Den schönsten Blick auf Hegensdorf genießt man auf der Straße Büren—Barkhausen. Oberhalb sehen wir im Vordergrund die sich gegenüberliegenden, steilabfallenden Hänge des Mühlenberges und des Helsberges, die den Rahmen zu dem dahinter liegenden, von grünen Wäldern umsäumten Dorf Hegensdorf bilden.

Hegensdorf gehörte einst zur alten Herrschaft Büren. Im Jahre 1374 wurde die Hälfte des Dorfes mit der Hälfte der Stadt Büren an das Paderborner Hochstift verkauft. Die Pfarrkirche hat den heiligen Vitus zum Schutzpatron, eine Tatsache, die auf eine Gründung durch das Kloster Corvey schließen läßt. Das Präsentationsrecht zum Pastorat stand allerdings der Aebtissin zu Neuenheerse zu.

Oberhalb der im spätgotischen Stil erbauten Kirche, deren Turm die volle Breite des Schiffes einnimmt und wohl an Stelle eines älteren Baues im 18. Jahrhundert errichtet sein dürfte, steht eine alte Linde, die ihre knorrigen Aeste in den Himmel reckt. Wie der Volksmund erzählt, stammt sie aus der Zeit Martin Luthers, der von 1483 bis 1546 gelebt hat. Der gewaltige Stamm der Linde, die viele Geschlechter kommen und gehen sah, hat einen Durchmesser von 7 bis 8 Metern.

Aufnahmen: BZ (Birkle)





Kreis Büren und Nachbarkreise

Kreis Büren, 26. April. **Die Röntgen-Reihenuntersuchungen** finden statt am Montag, dem 28. April, in Hörste von 8—10 Uhr, in Garfeln von 13—14 Uhr, in Schwelle-Holsen von 16—18 Uhr; am Dienstag, dem 29. April, in Verlar von 8—10 Uhr, in Verne von 13.30 bis 19 Uhr.

Verlar, 26. April. **Reichsbund Deutsche Familie.** Sonntag, den 27. April, nachmittags 3 Uhr, findet in der Wirtschaft Müther in Verlar eine Versammlung des Reichsbundes Deutsche Famlie statt, wozu alle Familien, auch die, die nicht kinderreich sind, Männer und Frauen der Ortschaften Verlar, Holsen, Mantinghausen, Rebbeke, Mettinghausen und Hörste herzlich eingeladen werden. Es spricht der Kreiswart des Kreises Paderborn-Büren.

Lippstadt, 25. April. **Der Handel auf dem Viehmarkt.** Auf dem Schweinemarkt, der gestern abgehalten wurde, wurden folgende Preise gezahlt: Für 5—6 Wochen alte Ferkel 18—22 M, für 6—7 Wochen alte 22—24 M, für 7—8 Wochen alte 24—26 M, für 8—9 Wochen alte 26—30 M und für 10—12 Wochen alte 30—40 M. Für gute Tiere zahlte man über, für geringere unter Notiz. Läuferschweine kosteten 40—70 M oder je ½ kg 70—80 ₰. Der Handel war ruhig; es verblieb Ueberstand.

*

Achte auf die Verdunkelung!

1. Jeder Lichtstrahl ist ein Wegweiser für den Feind.
2. Abends: Erst verdunkeln, dann Licht einschalten. Morgens: Erst das Licht löschen, dann entdunkeln.
3. Der Feind sieht auch das Licht, das aus Dachluken, Mansardenfenstern und Oberlichtern der Türen dringt.
4. Beschädigtes und zerrissenes Verdunkelungsmaterial kann seinen Zweck nicht mehr erfüllen. Wer nicht rechtzeitig für Ersatz sorgt, gefährdet Besitz und Leben seiner Mitmenschen.
5. Auch die an der Hinterfront der Häuser liegenden Fenster und Türen müssen mit der gleichen Sorgfalt abgeblendet werden wie die Fenster an der Vorderfront.

Aus der Bewegung

Hitler-Jugend. Gefolgschaft 31/281. Alle Kameraden, die einen Bezugschein für eine Sommerdienstkoje, ein Braunhemd, Halstuch oder Binde benötigen, haben sich heute (Sonnabend) in der Zeit von 20 bis 20.45 Uhr im HJ.-Büro zu melden. Auch den Kameraden der Sondereinheiten ist die Möglichkeit gegeben, Bezugscheine anzufordern.

Motorsportschar 1/2/281. Morgen (Sonntag) tritt die gesamte Motorsportschar um 9.30 Uhr in tadelloser Uniform an der evangl. Schule zum Schießen an.

BDM.-Gruppe 31/281. Morgen (Sonntag) treten alle Mädel der Scharen 1 und 2, des Jahrgangs 1923 und des BDM.-Werkes um 10 Uhr am Schützenplatz an. Erscheinen eines jeden Mädels in tadelloser Dienstkleidung ist Pflicht. Wir werden unsern Frühjahrsgeländelauf durchführen, bei dem kein Mädel fehlen darf. Trainingszeug und Turnschuhe (leichte Schuhe) sind mitzubringen. Auch wer kein Trainingszeug hat, muß erscheinen.

Hitler-Jugend Siddinghausen. Gefolgschaft 34/281. Morgen (Sonntag) treten alle Jungenossen morgens 9 Uhr bei Heinrich Gödde zum Dienst an. Wir nehmen an der Waldbrandbekämpfungsaktion teil. Geräte dafür sind mitzubringen.

Aus der Reihe der Toten

Wewer: Frau Therese Brinkmann geb. Strodick, 85 J. — **Westernkotten:** Wwe. Elisabeth Büker geb. Ademmer, 88 J.

Hauptschriftleiter: Emil Reuber, Lippstadt; verantwortlich für den heimatlichen und Anzeigenteil: Otto Birkle, Büren; Verlag und Druck: C. Jos. Laumanns, Lippstadt. Z. Zt. ist Preisliste Nr. 8 v. 1. Jan. 1941 gültig.

NSDAP, Ortsgruppe Büren

Sonntag, den 27. April 1941, um 14 Uhr findet im Saale Goedde-Menke eine

öffentl. Versammlung

mit Pg. Wemhöner statt.
Hierzu werden alle Bürener freundlichst eingeladen. Für die Parteigenossen und Anwärter ist die Teilnahme Pflicht.
Der Ortsgruppenleiter.

Der Reichsjugend-Appell

der am Montag, dem 21. d. M., stattfinden sollte, aber abgesagt wurde, findet nunmehr am kommenden

Montag, den 28. April 1941, morgens von 7.30—8 Uhr

statt.
Ich bitte die Betriebsführer (Handwerksmeister), ihren Jugendlichen (Jungen und Mädeln) Gelegenheit zu geben, die Reichssendung zu hören.
Es spricht der Reichsamtsleiter Pg. Schroeder, Berlin.

Die Deutsche Arbeitsfront:
Kreiswaltung Paderborn-Büren
Kreisobmann.

Dr. med. Heinz Knabe / Elsbeth Knabe
geb. Arens
zeigen ihre Vermählung an
z. Zt. Löbau (Westpr.) Krankenhaus — 26. April 1941 — Harth (Westf.) üb. Büren-Land

Statt Karten
Thea Meschede / Franz Böhner
Verlobte
Niedertudorf — 27. April 1941 — Büren

Bürener Lichtspiele

Sonntag nachmittags 3.30 Uhr und abends 8 Uhr

Die lustigen Vagabunden

Ein heiterer Film aus dem Künstlerleben mit großer Besetzung.

Eine originelle Wette zweier junger Künstler bringt eine Fülle von tollen Verwechslungen und lustigen Situationen

Jugendliche unter 18 Jahren haben keinen Zutritt!

Beiprogramm * Wochenschau.

Erfahrenes, gesundes, selbständiges
Mädchen
nicht unter 20 Jahren, für kleinen Haushalt, in angenehme Dauerstellung nach Lippstadt gesucht.
Bisherige Hausgehilfin ist über 5 Jahre im Hause.
Optiker Richter Nachf., Lippstadt
Adolf-Hitler-Straße 60.

Für die Beweise herzlicher Teilnahme und die vielen Kranzspenden beim Tode meines lieben Mannes und unseres guten Vaters sagen wir allen, besonders den Vereinen,
unsern Dank
Familie Münster
Büren, im April 1941.

Das **30tägige Seelenamt** ist am Montag, dem 28. April, morgens 8,10 Uhr in der Pfarrkirche.

Zwei Arbeiter
wenn auch jüngere, **stellt sofort ein**
Wilhelm Remm, Büren Sägewerk und Holzhandlung.

Auto-Garage
zu vermieten
Wo, sagt die „Bürener Zeitung", Ruf 276.

Putzfrau oder Mädchen
für einen bis zwei halbe Tage in der Woche gegen gute Bezahlung **gesucht.**
Zu erfragen in der Geschäftsstelle der „Bürener Zeitung".

Kleinanzeigen
Altwarenverkäufe und Kaufgesuche, Stellenangebote und -Gesuche, Wohnungsangebote und -Gesuche sowie sonstige Kleinanzeigen wirken am besten in der Heimatzeitung!

Eine gebrauchte
Nähmaschine,
eine **Sackkarre**
und einen gebraucht. **Rübenschneider**
billig abzugeben.
Joh. Kramps, Hegensdorf 34.

Gehauchmit Lebewohl gepflegten Füssen!
Lebewohl gegen Hühneraugen u. Hornhaut-Bleichdose 5 Pfennig 65 ₰ in Apotheken u. Drogerien Sicherzuhaben:
Drogerie Steltmann, Büren.

Druchsachen liefert schnellstens Bürener Zeitung

Der illustrierte Sonntag

Nummer 17 | Sonntag, den 27. April 1941 | 10. Jahrgang

Die Stunde der Besinnung

Aus den Quellen der Kraft und aus dem Reichtum der deutschen Seele

Zusammengestellt von Willi Fr. Könitzer.

Einen unendlichen Reichtum birgt die Seele des deutschen Volkes: einen Reichtum an Treue und Glauben, an Hoffnung und Kraft, an Tat und an Geist, an Schönheit und an Bereitschaft. Immer in Zeiten der furchtbarsten Bedrohung ward dieser Reichtum lebendig, und die deutsche Freiheit ward aufs neue aus Dunkel und Verzweiflung geboren.

Es war nach dem Dreißigjährigen Krieg nicht anders als heute oder in den Jahren der nationalen Not Preußens zur Zeit Napoleons.

*

So schrieb Gneisenau im Juli 1807:

„Welche unendlichen Kräfte schlafen im Schoße einer Nation unentwickelt und unbenutzt! In der Brust von tausend und tausend Menschen wohnt ein großer Genius, dessen aufstrebende Flügel seine tiefen Verhältnisse lähmen. Währenddem ein Reich in seiner Schwäche und Schmach vergeht, folgt in seinem elendsten Dorfe ein Cäsar dem Pfluge . . . Warum griffen die Höfe nicht zu dem einfachen und sicheren Mittel, dem Genie, wo es sich auch immer findet, eine Laufbahn zu öffnen, die Talente und die Tugenden aufzumuntern, von welchem Stande und Range sie auch sein mögen? Warum wählten sie nicht dieses Mittel, ihre Kräfte zu vertausendfachen, und schlossen dem gemeinen Bürgerlichen die Triumphpforte auf, durch welche der Adlige jetzt nur ziehen soll? Die neue Zeit braucht mehr als alte Namen, Titel und Pergamente, sie braucht frische Tat und Kraft!"

*

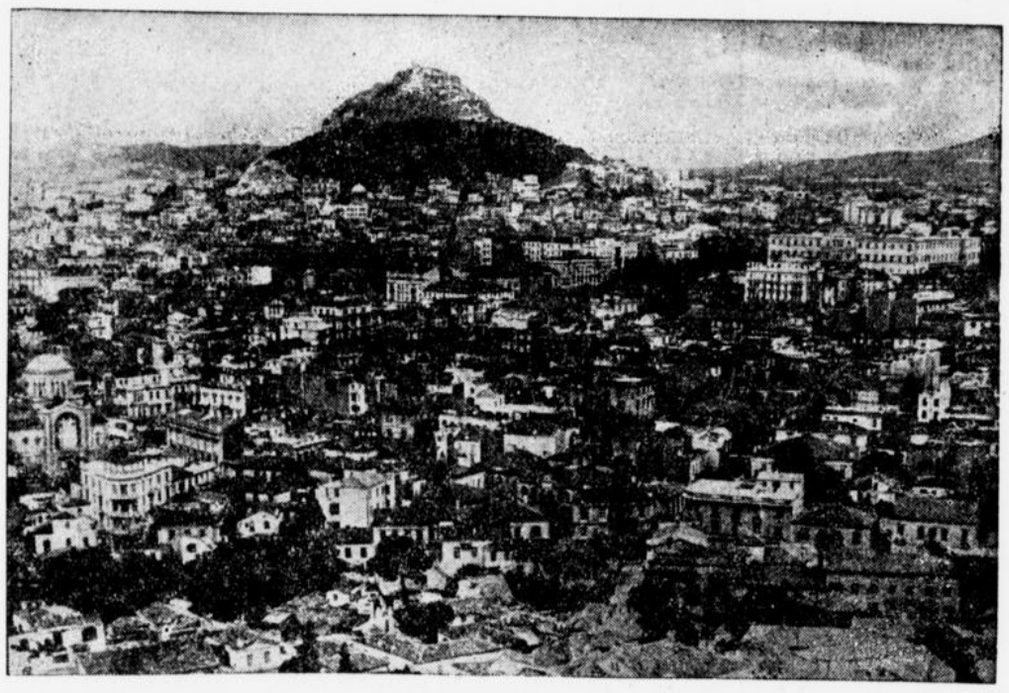
In unsere Zeit des überall tätigen, regen, einsatzbereiten, entschlossenen Volkes nicht die herrlichste Antwort, die diesem Verlangen gegeben werden konnte? Gibt sie nicht wunderbar und tausendfältig das Beispiel der echten Volks- und Vaterlandsliebe, wie sie Johann Gottlieb Fichte in seinen „Reden an die deutsche Nation" ebenfalls in jenen Jahren forderte? „Die Liebe, die wahrhaftig Liebe sei, und nicht bloß eine vorübergehende Begehrlichkeit, haftet nie auf Vergänglichem, sondern sie erwacht und entzündet sich und ruht allein in dem Ewigen. Nicht einmal sich selbst vermag der Mensch zu lieben, es sei denn, daß er sich als Ewiges erfasse; außerdem vermag er sich sogar nicht zu achten, noch zu billigen. Noch weniger vermag er etwas außer sich zu lieben, außer also, daß er es aufnehme in die Ewigkeit seines Glaubens und seines Gemüts und es anknüpfe an diese. Wer nicht zuvörderst sich als ewig erblickt, der hat überhaupt keine Liebe, und kann auch nicht lieben ein Vaterland, dergleichen es für ihn nicht gibt. Wer zwar vielleicht sein unsichtbares Leben, nicht aber eben also sein sichtbares Leben, als ewig erblickt, der mag wohl einen Himmel haben, und in diesem sein Vaterland, aber hienieden hat er kein Vaterland, denn auch dieses wird nur unter dem Bilde der Ewigkeit, und zwar der sichtbaren und versinnlichten Ewigkeit erblickt, und er vermag daher auch nicht sein Vaterland zu lieben. Ist einem solchen keines überliefert worden, so ist er zu beklagen; wem eins überliefert worden ist, und in wessen Gemüte Himmel und Erde, Unsichtbares und Sichtbares sich durchdringen, und so erst einen wahren und gediegenen Himmel erschaffen, der kämpft bis auf den letzten Blutstropfen, um den teuren Besitz ungeschmälert wiederum zu überliefern an die Folgezeit . . ."

Das ist der Sinn des Kampfes: den teuren Besitz, die Ehre, die Freiheit des Volkes ungeschmälert an die Zukunft zu überliefern. So erhöht sich im Tode das Leben, so erfüllt es sich auch im gerechten Krieg, der für die Freiheit der Nation geführt wird.

*

„Ich habe gelebt und werde leben für das Wohl des Vaterlandes, für das Rechte und Wahre und für die sichere Gründung meines Stammes und seines Besitzes. — Ich wünsche, daß meine Frau jetzt einen Sohn zur Welt bringe, und daß dieser immer das Irdische dem Ewigen nachsetzen möge, daß meine Töchter tüchtige und ehrbare Gesinnungen in andere Geschlechter fortpflanzen mögen; daß mein Vaterland dauernd hochstehen möge über dem schlechteren Ausland; und, wenn ich dann in diesem Kriege falle, so wird mir der Uebergang nicht schwer werden, da mir der Himmel bevölkerter ist als die Erde."

So schrieb der Kavalleriegeneral Ludwig von der Marwitz 1815, ehe er, der zwölfte General seiner Familie, zum vierten Male ins Feld zog. Solche Vaterlandsliebe ist die rechte, weil sie im gegenwärtigen Einsatz des Mannes, in der Bereitschaft des Soldaten den Willen zur Zukunft sieht. Denn wofür kämpfen wir, wenn nicht für die größere Zukunft?



Athen

Blick von der Akropolis auf Athen mit acht- bis zehnstöckigen, die Umgebung weit überragenden Neubauten. Im Hintergrund der Kallibetos. (Vorkriegsaufnahme Weltbild, M.)

Die Treue ist kein leerer Wahn

Historische Erzählung von A. G. E. Broscheit-Pfeiffer

Dem Schillerschen Spruch, daß die Treue kein leerer Wahn sei, haben alle Zeiten deutscher Geschichte seine Berechtigung und seine Wahrheit zugesprochen. Würde man eine Geschichte der deutschen Treue schreiben, so würde in dieser wie ein besonders leuchtendes Gestirn am Himmel der Name des einstigen Bürgermeisters von Marienburg, Bartholomäus Blume, verzeichnet stehen.

Also geschah es in den Zeiten nach der für den Orden unglücklich ausgegangenen Schlacht von Tannenberg vom Jahre 1410: Der Krieg mit den Polen war damit nicht beendet, sondern er ging weiter. In seiner Fortsetzung sah sich der Orden gezwungen, eine Steuer nach der anderen auszuschreiben und einzutreiben. Das gab böses Blut. Das Land wollte nichts mehr für den Orden aufbringen, weil es dazu kaum noch in der Lage zu sein meinte. Der Orden aber bestand und mußte darauf bestehen. Da fielen der Adel und ein großer Teil der Städte vom Orden ab.

Ja, Danzig sandte sogar gegen die Stadt Marienburg, die diesen Schritt nicht mittat, ein ansehnliches Heer und forderte seinen Bürgermeister, seine Ratsherren und die Gemeinde selbst auf, die Stadt zu übergeben unter der Androhung, daß im Weigerungsfalle die Einwohnerschaft mit dem Verlust aller Habe und mit der Verbannung bestraft werden sollte.

Auch das wirkte nicht: die Stadt blieb den Deutschherren treu. Und das, weil sich ihr Bürgermeister Bartholomäus Blume aus vollstem Herzen und überzeugtestem Gewissen dafür einsetzte.

Daraufhin begann Danzig mit der Belagerung. Die tapferen Marienburger setzten sich zur Wehr, machten Ausfälle gegen die Danziger unter Führung ihres Stadthauptmanns und erreichten es, daß die Belagerer in aller Hast fliehen mußten.

Aber die Lage des Ordens verschlechterte sich von Tag zu Tag; denn es fehlte ihm vor allen Dingen an Mitteln, die angeworbenen Söldner zu bezahlen. Die Söldnerführer ließen sich nicht länger vertrösten und drangen auf Bezahlung. Unter diesem Drang zwangen sie den Orden, ihnen für den ausstehenden Sold sämtliche Burgen und Städte im Lande zu übergeben. Demzufolge wurde im Jahre 1456 die Marienburg an sie abgetreten. Der Not gehorchend, entband der Hochmeister die Bürger ihres Treueides gegenüber dem Orden.

Die Söldnerführer forderten nun vom Rat die Uebergabe der Stadt. Darauf versammelte Marienburgs Bürgermeister die gesamte Bürgerschaft, und mit beredten Worten erreichte er es, daß sich die Stadt entschloß, ihrem bisherigen Oberherren auch fürderhin anzuhangen.

Nun bewegte sich die Bürgerschaft in feierlichem Zuge nach dem Friedhof der Johanniskirche. Hier befanden sich die Söldnerführer, um den Bescheid der Stadt nach der Beratung entgegenzunehmen.

Vor ihnen erklärte der Bürgermeister Blume in Marienburgs Namen: „Edle und gestrenge Herren! Was der Meister getan hat in Entlassung unseres Eides, das hat er aus Not und Zwang getan. Wir sind mitnichten allein des Meisters, wir sind des ganzen Ordens. Und so lange der Geringste des Ordens noch hier im Lande ist, werden wir keinem andern Herrn den Eid der Treue schwören! Muß aber der Orden, was Gott verhüte, das Land meiden, so müssen wir gehorsam sein, wem die Herrschaft zufällt!"

Der Sprecher für die Söldnerführer antwortete ihm: „Was ihr wollt, wünschen wir nicht zu wissen. Ihr, Bürgersleute, müßt uns schwören, tut ihr es nicht, so sehet zu, wie es euch ergehen wird."

Sachlich und ruhig gab Bürgermeister Blume das Gegenwort: „Hier stehen wir Bürgersleute. Den Tag will keiner von uns sehen, da wir euch schwören müßten. Wir sind samt und sonders eher zum Tode bereit!"

Diese unerschrockenen, mannhaften Worte saßen, besonders wirkten sie auf die Deutschen unter den Söldnerführern. Unter ihrem Eindruck nahmen sie vorläufig davon Abstand, die Stadt in ihren Besitz zu bringen. Ebenso gewährten sie dem Orden einige Nachsicht.

Als aber der Orden immer noch nicht den rückständigen Sold aufbringen und zahlen konnte, da wandten sich vornehmlich die Böhmen unter den Söldnern an den König von Polen und erreichten es, daß der König von Polen ihnen die vom Orden geschuldete rückständige Summe auszahlte gegen Ueberlassung des verpfändeten Ordenslandes.

So geschah es, daß der polnische König im Jahre 1457 in Marienburg einzog. Die Stadt konnte nicht anders als ihm zu huldigen. Es begann jetzt eine polnische Willkürherrschaft. Die Erbitterung der Bürgerschaft gegen die Polen wuchs von Tag zu Tag und von Stunde zu Stunde.

Bartholomäus Blume trachtete danach, den Orden wieder ans Ruder zu bringen. Heimlich verhandelte er darum mit dem deutschen Söldnerführer Bernhard von Zinnenberg, der zum Orden hielt. Ein Heer von 1200 Mann, das der von Zinnenberg gen Marienburg entsandte, ließ Bartholomäus Blume bei Nacht durch das Marientor in die Stadt ein. Zwar gelang es, die in der Stadt liegende polnische Besatzung zu überwältigen, doch die Marienburg selbst konnte nicht genommen werden.

Drei Jahre lang verteidigte sich nun die Stadt heldenmütig gegen die Polen. Bartholomäus Blume vermochte es, immer wieder von neuem seine Marienburger mit Begeisterung zu erfüllen und in Hoffnung und Zuversicht zu stärken, auch wenn die Not noch so groß wurde. Die Bürger leisteten Großartiges; da sie den fremden Söldnern nicht so recht trauten, versahen die Bürger selbst bei Tag und Nacht den Dienst auf den Wehren, Wällen und Zinnen.

Da erschien eines Tages ein starkes polnisches Heer. Dieses schloß die Stadt Marienburg von allen Seiten ein. Marienburgs Aushungerung begann. Der Orden versuchte, Lebensmittel in die Stadt hineinzubekommen, die Stadt zu entsetzen, doch alle seine Bemühungen blieben vergeblich.

So stieg die Not mit jedem Tage. Leider zermürbte das die Bürgerschaft in ihrem zähen bisherigen Widerstandswillen. Man begann, die eigene Sache für verloren zu halten, einige knüpften sogar hinter dem Rücken ihres so bewährten Bürgermeisters Verhandlungen mit den Polen an, um ihr eigenes Leben zu retten.

Nichts konnte dem Polenkönig willkommener sein als dies: er versprach ihnen, ihr Leben zu schonen, ihnen ihr Hab und Gut zu lassen und ihnen die Freiheit nicht zu nehmen, wenn sie die Stadt übergäben. Nur den Bürgermeister als den Urheber und Verantwortlichen für alles Ungemach sollte Strafe treffen.

Durch Hunger und Entbehrungen aller Art geschwächt und zermürbt, gaben dann Marienburgs Bürger ihre Stadt und ihren Bürgermeister preis, indem sie sich dem Feinde unterwarfen. Bei der Uebergabe der Stadt wurde Bartholomäus Blume sofort in den Kerker geworfen und nach zwei Tagen hingerichtet. Sein Leichnam wurde durch Pferde in vier Stück gerissen, und die Teile wurden an den Stadttoren aufgehängt.

Das spätere Marienburg besann sich darauf, was es an seinem Bürgermeister Bartholomäus Blume gehabt hatte: die Stadt setzte ihm ein Denkmal aus Sandstein mit der ehrenden Inschrift: „Dem kühnen und treuen Kämpfer für deutsches Recht und deutsche Herrschaft wider fremde Willkür und Landesverrat."

Auf dem „Blumeplatz" in den Anlagen vor dem Marientor steht heute ein mächtiger Findling mit den Worten: „Hier hat der Turm gestanden, in welchem der Bürgermeister Bartholomäus Blume am 8. August 1460 den Tod für deutsche Treue erlitt."

*

Anekdote

Im alten Berlin ging der Hoftheaterintendant Ferdinand von Strantz, der zeitlebens ein Frauenliebling gewesen war, mit einem Freund Unter den Linden spazieren. Seine 83 Jahre hinderten ihn nicht, sich lebhaft nach den hübschen Mädchen umzusehen. Als eine besonders reizende Blondine vorüberging, sagte von Strantz bedauernd zu seinem Begleiter:

„Haben Sie die hübsche Kleine gesehen? Schade, daß man nicht zehn Jahre jünger ist!!"

Verlag: C. Jos. Laumanns, Verlagsleiter: Friedrich Karl Laumanns, Hauptschriftleiter: Emil Reuber, Anzeigenleiter: Herm. Schlepphorst, alle in Lippstadt. — Anzeigenpreis: 8 Rpf. pro 46 mm breite Anzeigenspalte. — Anzeigenpreisliste Nr. 3.

Drehstrommotore elektrische Pumpen

Elektro-Apparate-Bau G. m. b. H.
Lippstadt, jetzt Erwitter Straße 7.

Suche zum 15. Mai oder 1. Juni ein
Alleinmädchen
für gepflegten Haushalt
mit Erfahrung
in Küchen- und Hausarbeit.
Eisenbahndirektor v. Bornhaupt, Lippstadt, Wiedenbrücker Landstraße 12. Fernruf 2593.

Hausgehilfin
bei Familienanschluß zum 1. Mai oder später gesucht.
Konditorei E. Wetekamp
Lippstadt, Adolf-Hitler-Straße

Suche zum 1. Juni älteres
Mädchen
für Küche und Haus für Arzthaushalt.
Dr. Sommer, Anröchte

Für ruhigen Etagenhaushalt wird zum 1. Juni oder später sauberes, zuverlässiges
jg. Mädchen
für alle Arbeit gesucht Waschfrau vorhanden, Kochen kann evtl. erlernt werden. Gute Behandlung.
Angebote unter L M 291 an den „Ill. Sonnt.", Lippstadt, erb.

Fiffi Eine Katzengeschichte

von Franz Kesting

Im Zollhäuschen an der Brücke, die über den Fluß führte und das Bergland mit dem Flachlande verband, war große Freude. Muschi, die alte getigerte Katze, hatte fünf Junge geworfen. Sechs Tage lang waren sie schon oben auf dem Boden in einer alten Kiste gewesen, in der die Frau des Zöllners die für den Lumpensammler bestimmten Reste aufbewahrte, und niemand hatte sich um die Tierchen gekümmert wie die treusorgende Muschi. Nicht einmal die Kinder hatten Notiz von dem freudigen Ereignis genommen, weil sie es eben nicht erfahren hatten, und es waren doch nach Muschis Ueberzeugung fünf selten schöne Kätzchen, die auf den alten Lumpen so hilflos herumkrabbelten.

Schön und gesund, denn das war Muschi auch, und Peter, der stramme Stammkater aus der Mühle, konnte sich auch wohl sehen lassen. Es war also gar nicht recht, daß niemand Notiz von dem Geschehenen nahm, das nach Muschis Meinung und Ueberzeugung doch ein Ereignis allerersten Ranges war. Kurz entschlossen nahm sie deshalb eines der Kätzchen ins Maul, turnte mit ihm die alte, wackelige Stiege hinab und trug es in die Küche.

Da war der Jubel der Kinder groß, und eine Schale warmer Milch lohnte Muschi für die Überraschung. Die alte Katze leckte jedoch nur etwas von ihrem Lieblingsgetränk und schmeichelte und miaute so lange, bis ihr die Frau auf den Boden folgte und die dort noch liegenden vier Jungkatzen in die Küche trug.

Hier lagen sie nun alle warm und wohlgeborgen in dem runden Körbchen, der Wiege aller Zollhauskatzen. Um sie herum hockten die drei Kinder des Zöllners und sie freuten sich über die Kätzchen mehr, als hätte ihnen jemand eine Tafel Schokolade geschenkt. Muschi leckte jetzt mit Behagen die süße Milch und legte sich darauf mit einem Gefühl des Wohlbehagens und Geborgenseins zu ihren Sprößlingen in den Korb.

Der Zöllner dachte über den Zuwachs recht nüchtern. Er nahm am Abend, als die Kinder schliefen, drei Kätzchen aus dem Körbchen und warf sie in den Fluß. Muschi trauerte ihnen einen ganzen Tag nach und suchte nach ihnen in allen Räumen vom Keller bis zum Speicher. Dann gab sie das vergebliche Suchen auf und bemutterte die beiden letzten Kätzchen mit doppelter Liebe und Treue.

Nach einigen Wochen turnten und trollten die Jungkatzen schon wie Kobolde in der Küche umher, und die Kinder hatten ihre helle Freude an ihnen.

Grundverschieden waren Muschis Sprößlinge in Art und Wesen. Loni, das Kätzchen, war etwas schwach und unbeholfen, dabei friedlich und zahm. Fiffi, das Katerchen, war stark und wild und mißtrauisch, aber flink und behende wie ein Wiesel. Wenn ihm ein Knöchelchen, eine Wurstpelle oder sonst etwas Leckeres hingeworfen wurde, knurrte und fauchte Fiffi selbst die eigene Mutter an, und Loni bekam sogar einen Hieb über die Nase, wenn sie nur einmal riechen wollte.

Auch sonst benahm sich Fiffi recht rüpelhaft. Er zauste und zerrte die zartere Schwester oft so jämmerlich, daß sie laut aufschrie, und wenn die Kinder ihm wehren wollten, wurde er ruppig. In den Fenstervorhängen kletterte er empor bis zur Decke und das Garnknäuel verwirrte er in einer unbewachten Viertelstunde bis zur Unlösbarkeit. Beim Säugen beanspruchte er stets die doppelte Portion, und dem jüngsten Kinde der Familie zog er zum Danke für liebevolles Streicheln drei blutige Furchen über das Händchen.

Das war aber seine letzte Schandtat im Zollhause. Der Zöllner, erbost über die schnöde Mißhandlung seines Lieblings, warf Fiffi, als es schon dunkler Abend war, von der Brücke in den hochgehenden Fluß und wünschte ihm gute Reise. Auch er hatte zum Abschied noch einen Denkzettel über die Hand erhalten.

Mit Grauen sah Fiffi beim Fallen in die Tiefe unter sich das gurgelnde, brausende Wasser. Abscheulich kalt war es und von ekelhafter Nässe, ganz dazu angetan, Fiffi mit Schauder und Entsetzen zu erfüllen. Aber er war nun einmal mitten darin und mußte entweder elend versaufen oder sich retten. Er wählte das letztere.

Auf und ab warfen ihn die Wellen. Weiter, immer weiter trugen sie ihn in die finstere Nacht. Da stieß er mit der Nase an ein Stück Holz, kletterte hinauf und trat die Reise ins Ungewisse an.

Es fror ihn jämmerlich, und er zitterte am ganzen Leibe wie Espenlaub. Die grauenhafte Fahrt dauerte so lange, bis der Fluß eine scharfe Biegung machte. Fiffis Rettungsboot stieß hier ans Ufer. Noch einmal plumpste er ins Wasser, aber es gelang ihm mit Aufbietung seiner letzten Kraft, sich ans Land zu retten.

Dort lag er nun naß wie ein Pudel und kalt wie ein Frosch. Es regnete in Strömen, und Fiffi war dem Ende nahe. Gegen Morgen aber hellte sich der Himmel auf. Der Regen verwandelte sich in Sonnenschein, und mit der Wärme erwachte auch in dem Heimatlosen der Mut und der Wille zum Leben wieder.

Von einem Maulwurfshaufen hielt er Umschau. Hinter ihm lag der kalte, nasse, schreckliche Fluß, vor ihm lag ein weites, grünes Tal mit mehr als handlangem, frischem Maigras. Darüber taumelten Kiebitze und dudelten Lerchen. Weit, ganz weit dahinter war ein dunkler Streifen. Das war der Wald, den der Jungkater aber nur undeutlich erkannte. Ueberall im Tale standen Kopfweiden und Pappeln; es war eine putzige Welt.

Nach einigem Überlegen schnürte Fiffi weiter durch das Gras in das Wiesental hinein. Der Hunger wühlte in seinen Eingeweiden. Da dachte er zum ersten Male mit einem unbestimmten Gefühl der Dankbarkeit an Muschi, seine Mutter, und sehnte sich nach ihr. Muschi aber durchsuchte in derselben Stunde das ganze Haus nach dem verlorenen Sohne, der trotz seiner Ruppigkeit ihr Liebling gewesen war. Das ist ja meistens so.

Fiffi hatte das Mausen schon im Blut. Mehrere der grauen Nager, welche die Mutter ihnen gebracht hatte, waren von ihm schon mit Haut und Haaren verzehrt worden, und zwar ganz allein, denn Loni durfte nur eben noch dabei zusehen. An brüderliches Teilen hatte Fiffi nie gedacht. Als ihm nun im Grase eine tölpelige Jungmaus über den Weg lief, sprang er zu und stillte mit ihr den nagenden Hunger.

Sonst erhaschte er an diesem Tage nur noch einige Heuschrecken und Käfer. An der ersten Kopfweide, auf die er traf, kletterte er empor und legte sich zwischen bergendem Geäst auf weichem Holzmulm zur Ruhe. Im warmen Sonnenschein schlief er bis zum Abend, da weckte ihn der Hunger wieder.

Im taufeuchten Grase strolchte er dann die ganze Nacht umher und suchte etwas für den wütend knurrenden Magen. Mit einer brütenden Lerche machte er kurzen Prozeß, und als er im Morgengrauen noch einen aus der Erde geratenen Maulwurf erwischte, hielt er es wieder eine Zeitlang aus.

So strolchte er Tag und Nacht im Wiesentale umher und lernte mit jedem Tage zu seinen Schlichen etwas Neues. Als er dem ersten ihm begegnenden Junghasen ohne Bedenken auf den Rücken sprang, fing dieser an, ganz jämmerlich zu klagen. Da kam wie ein Teufel die alte Häsin herzugesprungen und bearbeitete den zu Tode erschrockenen Fiffi mit den Vorderläufen, daß ihm Hören und Sehen verging. Mit wehendem Schwanz stob der Mißhandelte davon, und lief, bis er nicht mehr konnte. Alle Rippen taten ihm weh, aber nach einigen Tagen hatte er die Hiebe schon wieder vergessen, und ein zweiter Versuch, sich mit einem Junghasen das Dasein zu verbessern, glückte.

Fiffi wurde überhaupt mit jedem Tage gerissener und dreister. Er hatte es bald spitz, daß an der Lake, einem kaum fließenden, verkrauteten Nebenflußlaufe, für ihn der Tisch reichlicher gedeckt war, als inmitten der Wiesen. Da meuchelte er die Teichhühner, alte und junge; da zehntete er den Schof der Wildenten, bis fast nichts von ihm blieb; da betörte er den heimlichen Wachtelkönig und seine schwarzwolligen Jungen; da hechelte er an Stellen, wo das Wasser nur niedrig stand, sogar manch leckeren Fisch aus dem Wasser und verspeiste ihn bis auf die Gräten.

So groß und stark war er inzwischen geworden, daß er sich sogar einmal an einen ausgewachsenen Hasen wagte. Der benahm sich jedoch mit Springen, Wälzen und Laufen derart rabiat, daß Fiffi den eben begonnenen „Wüstenritt" zu seinem Kummer aufgeben mußte.

Als die Wiesen gemäht wurden, begann für ihn eine ungemütliche Zeit. Ueberall klangen die Sensen, und die Mähmaschinen lärmten unheimlich bald hier, bald dort. Sogar ihre Fixköter brachten die Bauern mit, und einer derselben hetzte den armen Fiffi so lange umher, daß dieser in seiner Not durch die Lake schwamm und sich in die angrenzenden Felder rettete.

Doch alles Ueble hat auch sein Gutes. Der Kater schwelgte im Felde im Ueberfluß. Wo abends oder morgens ein Rebhuhn lockte, war auch Fiffi bald zur Stelle und verlangte seine Tribute. Im dichten Kartoffelkraut und im Klee kam er den Gesperren auf den Hals, ehe sie daran dachten. An Mäusen war geradezu Ueberfluß, und an Wachteln, Lerchen, Drosseln und Amseln kein Mangel. So groß und stark war er bei reichlichem Fraße und frischer Luft geworden, daß ihm auch Kaninchen und Althasen immer häufiger zur Beute wurden. Mit den Fasanen war es wirklich nur Spielerei. Sie schienen es in ihrer Dummheit nicht besser haben zu wollen, daß Fiffi ihnen die Gurgel durchbiß.

Aber auch dieses paradiesische Dasein nahm ein Ende. Zuerst mähten die Bauern die Gerste. Das



gab schon allerlei Unruhe, war aber schließlich noch zu ertragen. Dann kamen Roggen, Weizen und Hafer unter die Sense. Das war nicht zum Aushalten, und der Kater getraute sich am Tage schon gar nicht mehr aus den großen Kartoffel- und Rübenschlägen heraus. Selbst hier gönnte man ihm nicht einmal ein ungestörtes Ruheplätzchen.

Eines Tages wurde es noch unheimlicher im Felde. Es knallte und donnerte bald hier, bald dort. Jäger mit hochbeinigen, grimmigen Hunden suchten nach Rebhühnern, die ihnen Fiffi großmütig übriggelassen hatte. Sie schwitzten wie frischer Schweizerkäse und fluchten nicht schlecht, weil sie so wenig Hühner fanden.

Fiffi mochte sich ducken und drücken, wo und wie er wollte: die Köter mit ihrer verteufelt feinen Nase hatten ihn bald spitz und hefteten sich an seine sammetweichen Sohlen. Einmal, es war nahe bei dem großen, unheimlichen Walde, hätte ihn einer der Hunde um Haaresbreite erwischt. Fiffi flitzte davon, als wäre der Satan hinter ihm, schlug einen Haken und wollte sich über ein Stoppelfeld in den Wald retten, aber das sah einer der Jäger. Er hob sein Gewehr und spickte dem „verfluchten Bolzen" das Fell zweimal mit Hühnerschrot. Fiffi erreichte zwar noch den Wald und es gelang ihm auch, noch kurz vor dem grimmigen Hunde einen Baum zu erklettern, aber sein Rücken und die ganze hintere Partie brannten ihm, als habe ihn der Teufel mit glühenden Drähten gekitzelt; es war zum Rasendwerden.

Bis zum Abend lag der so schnöde Behandelte auf einem dicken Aste des Baumes und philosophierte über die Schlechtigkeit der Menschen. Der eine hatte ihn in mörderischer Absicht ins Wasser geworfen, der andere ihn in teuflischer Bosheit mit Schroten bespritzt. Fiffi wollte nun nie und nimmer wieder mit einem Menschen in Berührung kommen. Er hatte genug von der Sorte und blieb im Walde. Nur in stockfinsteren Nächten wagte er sich noch in die immer kahler werdenden Felder, wo er an krankgeschossenen Rebhühnern und Hasen Barmherzigkeit übte.

Das Leben wurde für ihn mit jedem Tage ernster. Zwar gelang es dem geriebenen Kater, dann und wann tagsüber im Lager oder abends und morgens am Wechsel einen Waldhasen zu überraschen, aber es waren das durchweg solch grobe und ungeschlachte Burschen, daß es meistens eines wilden Kampfes bedurfte, ehe Fiffi sagen konnte: „Dei Leid is mei Freud!"

Auch im Walde ging eines Tages die Knallerei los. Fiffi hatte den Beginn der Jagd noch früh genug gemerkt und lag angsterfüllt in einem verlassenen Bussardhorste, bis Treiber und Hunde vorbei waren. Ein Teckel blieb zwar erst unter dem Baume, auf dem sich der Kater geborgen glaubte, stehen und bellte giftig nach oben. Weil aber niemand auf ihn hörte, zog auch er ab, und Fiffi war fürs erste wieder gerettet.

Doch immer schwieriger gestaltete sich sein Leben. Das Wild war durch die Treibjagden mächtig zusammengeschmolzen, die Fasanen saßen in der Nacht auf hohen und glatten Bäumen und am Tage in Dorn- und Brombeergestrüpp, und alles, was ihn kratzte und stach, haßte Fiffi wie die Pest. Die Singvögel waren zum Süden gewandert, und es blieb dem verwöhnten Kater manchmal nichts anderes übrig, als sich wieder im Felde aufs Mausen zu verlegen.

Dann kam der Schnee, und die Mäuse blieben unter der warmen Decke. Aber der Schnee, der weiße Leithund, verriet dem Förster auch des Katers heimliche Schleichwege. Stundenlang folgte er der Katzenspur über Berg und Tal, bis er sie in einem dichten Bestande verlor.

Am andern Tage war er jedoch wieder zur Stelle und bestätigte den Kater nach längerem Suchen in einer hohlen Eiche, an derem Stamm der Aufstieg noch deutlich zu sehen war. Aber der Förster mochte rufen und klopfen, soviel er wollte, Fiffi dachte an die beißenden Schrote und blieb, wo er war. In der Nacht jedoch wanderte er vorsichtshalber sehr weit ab und kam, ohne es zu wissen, ins Nachbarrevier. Dort hatte der Förster nichts zu suchen, und das war Fiffis Glück; denn am andern Morgen folgte der Unermüdliche schon wieder der starken Katzenspur bis zur Grenze seines Bezirks.

So schwand der Winter unter Not und mancherlei Gefahr. Fiffi glaubte im Februar schon, den nahenden Frühling zu fühlen, da drehte sich der Wind noch einmal nach Osten, und was von Blättchen und Trieben zu vorwitzig gewesen war, mußte im Frost erstarren. Auch manches Junghäschen verklummerte elendig unter dem Eiseshauch des Nachwinters. Fiffi fand darum den Tisch wieder reichlicher gedeckt, doch pulverner Neuschnee verdarb ihm abermals sämtliche Rezepte.

Als der Kater in einer Nacht auf unhörbaren Sohlen durch sein Revier schnürte, trug ihm der Wind einen ganz eigenartigen Duft zu. Natürlich mußte Fiffi das näher untersuchen — denn er hatte einen ganz niederträchtigen Hunger. Unter dichten, schirmenden Fichten, dort, wo es Fiffi sonst nie gefiel, weil der Fuchs da seinen Paß hatte, fand er auf dürren Tannennadeln ein Stück Fleisch, was duftete, als hätten hundert Mäuse darauf gesessen. Der Jäger hatte mit dem Fleische ein Tellereisen beködert, welches mit dürren Nadeln so gut verblendet war, daß selbst ein so geriebener Gauner wie Fiffi nicht eine Spur davon zu entdecken vermochte.

Dem noch gerisseneren Fuchse war der Kirrbrocken zwar auch nicht entgangen. Wohl eine Stunde hatte er wie ein Hund auf den Hinterkeulen davor gesessen und den lieblichen Duft eingesogen. Die Appetitsfäden waren ihm dabei aus dem Fang gelaufen, aber trotzdem hatte er den leckeren Happen liegen lassen, weil er dem Frieden nicht traute.

Auch Fiffi überlegte sich den Fall hin und her, fand aber keinen Anhaltspunkt, den süß duftenden Brocken mit der Schlechtigkeit der Menschen in Verbindung zu bringen. Er nahm deshalb das Fleisch vorsichtig auf, aber zum Verspeisen kam er nicht mehr. Blitzschnell schlug das Eisen zu und erwürgte den zu Tode erschrockenen Kater nach rasendem Kampfe gegen sein düsteres Schicksal.

Fiffi war nicht mehr. Als der Jäger ihn fand, lachte er über das ganze Gesicht und sagte: „Du wiegst mir mehr als drei Füchse!" Dann steckte er den Kater in den Rucksack, streifte ihm zu Hause das prachtvolle, schön getigerte Fell über die Ohren und hing den Kern so lange in den Apfelbaum, bis er auf zehn Meter gegen den Wind „duftete". Darauf machte er mit ihm im Walde eine lange Schleppe bis zu dem gutversteckten Hochsitz am Rande der Fichten. Dort saß er eine halbe Nacht und wartete darauf, daß der Fuchs der Schleppe folgen sollte.

Der kam denn auch, den lieblichen Düften folgend, vorsichtig wie ein Spitzbube herbei. Als er nahe genug war, hob der Jäger sein Rohr und blies ihm das Lebenslicht aus. Zwar freute er sich dann seines Erfolges, aber doch nicht halb so wie an dem Tage, wo er Fiffi, den heimlichsten aller Schleicher, im Eisen fand.

*

Wer lacht da!

Der Elektrotechniker

„Ich hatte mir alle Mühe gegeben, mit Grete in näheren Kontakt zu kommen!"

„Na und?"

„Jetzt hat sie Kurzschluß gemacht!"

(Tidsfordrif)

*

Wer bietet mehr?

Während einer Auktion wurde die Versteigerung durch ein flüsternd geführtes Gespräch zwischen dem Auktionator und einem Herrn aus dem Publikum unterbrochen. Hierauf verkündete der Auktionator: „Einem Herrn ist eben während der Versteigerung seine Brieftasche mit 500 Mark Inhalt abhanden gekommen. Er bietet 50 Mark Belohnung demjenigen, der sie ihm wiederbringt!"

Eine Weile war es still im Saal. Dann hörte man eine Stimme aus dem Hintergrund. „Ich biete 60 Mark!" (Hjemmet)



„Das soll Heringssalat sein? Da ist aber auch nicht ein Stückchen Hering drin?"

„Nun, mein Herr, wenn Sie arme Ritter bestellt hätten, dann würden Sie wohl auch kaum ein gebratenes Kavallerieregiment mit Kompott erwarten, nicht wahr?" (Vart Hem)

ich zu sehen war. Aber der
nd klopfen, soviel er wollte,
ißenden Schrote und blieb,
cht jedoch wanderte er vor-
b und kam, ohne es zu wis-
. Dort hatte der Förster
as war Fiffis Glück; denn
gte der Unermüdliche schon
atzenspur bis zur Grenze

inter unter Not und man-
ubte im Februar schon, den
fühlen, da drehte sich der
Osten, und was von Blätt-
rwitzig gewesen war, mußte
luch manches Junghäschen
unter dem Eiseshauch des
d darum den Tisch wieder
pulverner Neuschnee ver-
ntliche Rezepte.

iner Nacht auf unhörbaren
ier schnürte, trug ihm der
artigen Duft zu. Natürlich
r untersuchen — denn er
rträchtigen Hunger. Unter
chten, dort, wo es Fiffi sonst
uchs da seinen Paß hatte,
nennadeln ein Stück Fleisch,
hundert Mäuse darauf ge-
tte mit dem Fleische ein
lches mit dürren Nadeln so
aß selbst ein so geriebener
eine Spur davon zu ent-

ren Fuchse war der Kirr-
ht entgangen. Wohl eine
ein Hund auf den Hinter-
nd den lieblichen Duft ein-
äden waren ihm dabei aus
ber trotzdem hatte er den
lassen, weil er dem Frieden

sich den Fall hin und her,
ltspunkt, den süß duftenden
chtigkeit der Menschen in
n. Er nahm deshalb das
ber zum Verspeisen kam er
schlug das Eisen zu und
erschrockenen Kater nach
sein düsteres Schicksal.

r. Als der Jäger ihn fand,
ze Gesicht und sagte: „Du
ei Füchse!" Dann steckte er
sack, streifte ihm zu Hause
tigerte Fell über die Ohren
ange in den Apfelbaum, bis
n den Wind „bastete". Dar-
m im Walde eine lange
gutversteckten Hochsitz am
rt saß er eine halbe Nacht
aß der Fuchs der Schleppe

, den lieblichen Düften fol-
Spitzbube herbei. Als er
der Jäger sein Rohr und
ht aus. Zwar freute er sich
aber doch nicht halb so wie
Fiffi, den heimlichsten aller
nd.

*

acht da!

ktrotechniker

Mühe gegeben, mit Grete
kommen!"

chluß gemacht!"
(Tidsfordrif)

*

etet mehr?

ktion wurde die Versteige-
nd geführtes Gespräch zwi-
und einem Herrn aus dem
n. Hierauf verkündete der
Herrn ist eben während der
Brieftasche mit 500 Mark
nmen. Er bietet 50 Mark
der sie ihm wiederbringt!"
still im Saal. Dann hörte
s dem Hintergrund. „Ich
(Hjemmet)



lat sein? Da ist aber auch
ng drin?"
wenn Sie arme Ritter be-
rden Sie wohl auch kaum
rieregiment mit Kompott
(Bart Hem)

Als er sie wiedersah

Skizze von Wolfgang Kemter

Kurz nach Schattalagand, auf dem Wege von Brand zum Lünersee, holte Dr. Erich Rendler das Paar ein, das ihm schon beim Mittagessen im Gasthofe in Brand aufgefallen war. Unverkennbar waren es Geschwister. Dieselben hohen, schlanken Gestalten, derselbe Schnitt der rassigen Gesichter, dieselben braunen Augen.

Als sie seinen Schritt hinter sich hörten, wandten sich beide um. Erich Rendler grüßte und bekam lustigen Gegengruß. Die Vorstellung war kurz und knapp und ohne Förmlichkeiten, wie es in den Bergen üblich ist. Walter und Margot Korten waren tatsächlich Bruder und Schwester, die Kinder eines Fabrikanten in Dortmund und auf einer Sommerfahrt begriffen.

Da sie ein gemeinsames Ziel hatten, die Schutzhütte des Deutschen Alpenvereins am Lünersee, stieg man zu dritt die Serpentinen zum Seebord hinauf. Walter Korten als erster, Margot in der Mitte, Erich Rendler zum Schluß. Ab und zu machte man halt, um, ehe man weiterschritt, ein paar Worte miteinander zu wechseln. Dabei erfuhr Erich Rendler, daß die Geschwister, so wie er, auf der Schutzhütte übernachten und dann am Morgen zur Scesaplana aufsteigen wollten. Als Erich Rendler erzählte, er sei schon viermal auf der Scesaplana gewesen, hier in diesen Bergen also, in die es ihn immer wieder locke, nicht unbekannt, fragte Margot Korten, ob sie mit seiner Führung rechnen könnten. Er sagte freudig zu.

Einige Zeit später hatten sie die Douglashütte erreicht und standen an einem der schönsten Hochalpenseen. Mit einem lauten Rufe des Entzückens sah Margot Korten das herrliche Bild. Ihre Augen glänzten und die Wangen waren vom Marsche leicht gerötet.

Erich Rendlers bewundernde Blicke ruhten heute nicht so sehr auf dem Lünersee und seiner Umgebung, obwohl er sich ein ganzes Jahr schon auf diesen Augenblick gefreut hatte, als vielmehr auf dem blühenden Geschöpf, das neben ihm stand.

Im Schutzhause waren schon Touristen, immerhin gab es noch genügend Platz. Es wurde ein sehr lustiger Abend. Walter Korten hatte die Laute von der Wand genommen, zu ihrem Klange sangen er und seine Schwester alte Volkslieder. Die Stimmen der Geschwister paßten vorzüglich zusammen, bald aber fielen auch andere sangeskundige Bergfahrer ein.

Margot Korten saß neben Erich Rendler, als einzige Dame dieses Abends. Sie ließ sich ihr Glas mit feurigem Tiroler füllen, hielt es ihrem Nachbar entgegen und sprach:

„Auf frohe Fahrt morgen!"

Schon um zehn Uhr machte der Wirt Schluß, denn frühe hieß es am Morgen aus den Federn aber aus dem Heu.

Punkt vier Uhr saßen die drei bei ihrer Erbswurstsuppe, dann führte Erich Rendler — die anderen Gruppen waren teils schon voraus, teils saßen sie noch beim Frühstück — die beiden Geschwister vom Ufer des noch in der Tiefe schlafenden Sees hinauf zunächst über geröllige Halden in die Regionen des ewigen Schnees. Erich Rendler, der als erster ging, blieb oft stehen, öfter als notwendig, aber er hatte immer wieder seiner schönen Begleiterin und deren Bruder dies und jenes zu zeigen.

Dann hatten sie die Spitze der Scesaplana erreicht, und es bot sich ihnen, vom Nebel frei, ein überwältigender Blick auf die Tiroler, Vorarlberger, Kärntner, Salzburger und Schweizer Alpen. Hunderte von Gipfeln und Spitzen stiegen aus tiefen, dunklen Tälern zum strahlenden Morgenhimmel empor. Der Sonnenaufgang war ein Märchen von wunderbarer Pracht. Erich Rendler stand neben Margot Korten, als hätte es so sein müssen. Seine Hand zeigte im Kreise, er nannte ihr die Berge und die Spitzen, die Gletscher und die Firnen und erzählte, wo er überall schon war.

Lange konnten sie sich von dem herrlichen Blick nicht trennen, und erst nach sehr ausgiebiger Rast traten sie den Rückzug an. Gegen elf Uhr waren sie wieder in der Douglashütte und vertrieben sich die Zeit bis zum Mittagessen mit einer Kahnfahrt auf dem See. Gleich nach dem Essen aber setzten sie ihre Fahrt fort.

Erich Rendler führte seine Begleiter hinaus zum Schweizertor, dann durchs Gauertal zu der von den Drei Türmen überragten Lindauer Hütte. Margot und ihr Bruder zeigten keine Spur von Ermüdung, besonders Margot war so frisch wie am Morgen. So traten sie denn noch die letzte Wanderung für diesen Tag nach Schruns an.

Die Stunden des Beisammenseins näherten sich langsam ihrem Ende. Noch ein Abend, der Morgen schon brachte die Trennung. Es glückte ihnen, in einem Hotel zwei Zimmer zu bekommen und den Abend noch gemeinsam zu verbringen. Frühzeitig erhob sich Margot und ihr Bruder, sie wollten zur Ruhe gehen.

Erich Rendler aber saß noch bei einem Viertel Tiroler und ließ die beiden letzten Tage nochmals an seinem Geiste vorüberziehen. Viele Bergfahrten hatte er hinter sich, unzählige Bergbekanntschaften gemacht. Jene Bekanntschaften, die durch Zufall entstehen; dasselbe Ziel im Auge, verbindet man sich zu gemeinsamer Fahrt für eine kurze Strecke Weges, teils Leid und Freud und die Gefahren der Berge, hilft einander in allen Lagen und steht einander bei, als wäre man viele Jahre schon befreundet und — reicht sich, anderen Tages mit frohem Heilgruß die Hand zum Abschiede und sieht einander wahrscheinlich nie mehr im Leben wieder. Nie aber hatte ihn der Abschied so eigenartig berührt wie diesmal.

Margot Korten! Nachdenklich starrte Erich Rendler vor sich hin. Ihre Frische, ihre Anmut, ihr heiteres, ungekünsteltes Wesen hatten es ihm angetan.

Der Morgen kam. Mit der elektrischen Bahn fuhren die drei nach Bludenz hinaus, wo es Abschied nehmen hieß. Kortens wollten noch nach Tirol, das Oetztal, Innsbruck, das Stubaital und der Achensee standen noch auf ihrem Programm, Erich Rendlers Urlaub war zu Ende, über Bregenz—Lindau—München mußte er heimwärts ziehen.

Erich Rendler hatte die Geschwister zum Bahnhofe gebracht, sein Zug fuhr erst in einer Stunde. Er hielt Margots Hand in der seinen.

„Also nochmals vielen, herzlichen Dank, Herr Doktor", sprach das schöne Mädchen, „daß Sie uns so liebenswürdig unter Ihre Fittiche genommen und uns so Herrliches gezeigt haben. Walter und ich wollen übers Jahr wieder in die Alpen. Vielleicht, daß wir uns wieder irgendwo treffen. Es wäre zu schön."

„Und ich würde mich außerordentlich freuen, gnädiges Fräulein. Vielleicht ein Kärtchen, acht, vierzehn Tage, bevor Sie gehen, es ließe sich dann manches einrichten."

„Gut, Herr Doktor, wir wollen's nicht vergessen. Leben Sie wohl! Auf Wiedersehen übers Jahr!"

Ein kurzes Winken, dann verschwand der Arlberg-Expreß Erich Rendlers Blicken . . .

Dr. Erich Rendler sah Margot aber schon viel früher. Ende Februar, als in der nordischen Heimat noch Winterstürme tobten und mit Schnee gemischte Regenschauer an die Fensterscheiben schlugen, vom Frühling noch weit und breit nichts zu sehen war, hatte er nach überaus anstrengenden Arbeitsmonaten einen kurzen Urlaub genommen und war in die Riviera gefahren. An einem seiner letzten Urlaubstage sah er Margot Korten. In den Spielsälen von Monte Carlo. Erich Rendler war von Nizza aus hinübergefahren, um die weltbekannte Stätte, das herrliche Fleckchen Erde und das Leben und Treiben in der Spielhölle zu sehen, bevor er wieder nach Hause fuhr.

Er hatte mit den Geschwistern Korten ein paar Karten und einen fröhlichen Neujahrsgruß getauscht. Zu weiterer Korrespondenz fehlte ihm die Zeit und wohl auch die Berechtigung. Immerhin galt mancher seiner Gedanken seiner Berggenossin von der Scesaplana.

Und nun sah er sie plötzlich vor sich. Als er durch die Spielsäle schritt, da und dort ein bißchen stehenblieb, um dem Spiele zuzusehen, ohne ein Verstehen für diese Leidenschaft zu finden, sah er Margot Korten an einem Spieltische sitzen.

Auf ihrem schmaler gewordenen Gesicht war nicht mehr die frische Farbe der Berge, es war fahl und um die Augen saßen dunkle Ringe, um die Augen, die mit einem unbeschreiblichen, fast gierigen Ausdruck auf die Hand des Croupiers gerichtet waren. Die Züge des Gesichtes waren leidenschaftlich verzerrt, bis zum Aeußersten gespannt.

Erich Rendler stand wie gebannt, wie aus allen Himmeln gefallen. Verständnislos starrte er zu Margot Korten hinüber. War das wirklich dieselbe Margot, die mit ihm auf dem ewigen Schnee der Scesaplana stand und mit ihm durch die kühle, reine Luft des Gauertales wanderte.

Es war ihm unfaßbar. Wie hatten wenige Monate, ein halbes Jahr, eine solche Veränderung mit sich bringen können? Er sah, wie sie Zug um Zug verlor, immer wieder setzte und vornübergebeugt, mit fast verquellenden Augen, dem Glücksspiele folgte. Einmal sah Margot Korten auf. Er stand ihr gerade gegenüber, höchstens zehn Schritte von ihr entfernt. Ihre Blicke trafen sich. Nur für Sekunden. Kalt und fremd glitten Margots Blicke an ihm vorbei. Sie hatte ihn nicht erkannt. Da verließ Rendler das Kasino. Draußen sah er vor sich ein Bild üppigsten Wachstums, blühendsten Lebens, heitere Farben köstlicher Blüten, blendender Sonnenschein. Hier verblaßte das trostlose Bild menschlicher Gier nach Gold, das er eben inmitten der kalten Pracht gesehen.

Mit dem nächsten Zuge fuhr Erich Rendler zurück. Die helle Sonne Monakos vermochte schwarze Schatten nicht mehr zu bannen und das Dunkel, in dem Margot Kortens Bild für immer untergegangen war.

Sonntagnachmittag

Kinder spielen auf der Gasse,
Mädchen wandern Arm in Arm,
Leuchtend blühn die Apfelbäume,
Und die Sonne scheint so warm.

Glocken wandern durch die Luft,
Und es fliegt ein holder Reim
Durch der Gärten Glanz und Duft
Zitternd in mein Herz: Daheim!

Ludwig Bäte.

Gleiches Recht für alle

Eine Anekdote von Ludwig Bäte

„Das ist doch ganz klar", sagte der Schneidermeister Maßmann, sich behaglich den dicken Bierschaum vom Munde wischend, „wenn ich als eingesessener Osnabrücker den Bürgermeister sprechen will, hat er mich immer zu empfangen, einerlei, ob es Tag oder Nacht ist."

„In seiner Dienstzeit, sicher", pflichtete ihm der Schlosser Meyerdrees bei, „sonst nicht. Und auch dann nur, wenn keiner vorgeht und er nicht weiter beschäftigt ist."

„Man merkt, daß du aus Preußen kommst", spottete Maßmann. „Will Er wohl, halt Er sein Maul, Ruck-Zuck, richt' Euch! Die Melodie gilt hier nicht! Hier regieren Männer und keine Korporäle. Wir sind eine freie Stadt, und der Bürgermeister ist nicht unser Vorgesetzter, sondern nur der Beauftragte. Er hat unseren Willen zu tun, wir nicht den seinen. Basta:"

„Kannst es ja einmal probieren", sagte Meyerdrees gelassen. „Es ist jetzt halb elf" — er sah nach der Uhr über der Theke — „der Bürgermeister arbeitet lange, vielleicht empfängt er dich noch!"

Maßmann wurde es doch ein wenig ungemütlich, sicher war er hier zu weit gegangen. Aber Meyerdrees grinste so unverschämt, und Bäckermeister Droop schaute ihn so überlegen an, daß er kurz entschlossen aufstand, sein Geld auf den Tisch warf und nach dem Dreispitz hinter dem derben Brettstuhl langte, von wo aus er seit Feierabend freigebig seine Ansichten über die Rechte eines selbstbewußten Bürgers verkündigt hatte. Man nahm das nicht so genau bei ihm, er redete gern, las manches, was er wohl nicht ganz verstand.

„Laß deinen Hut hier", rief ihm Droop noch nach, „es sind doch nur wenige Schritte. Du kannst nachher noch über deinen Sukzeß berichten, wir bleiben gerne auf!"

„Ich glaube, es regnet", bemerkte Maßmann kleinlaut an der Tür. Er setzte den Hut auf, faßte den Stock fester und ging aus dem sonst nicht so behaglichen „Bremer Schlüssel" am Nikolaiort auf das Haus des Regierenden Herrn Bürgermeisters Ecke Stubenstraße zu. So tappte er Schritt für Schritt durch die Dunkelheit. Es schlug schon elf, der Nachtwächter, der gerade aus der Herrenteichsstraße kam, sah ihn verwundert an, grüßte und hob dann sein kupfernes Horn zu einem mehr lauten als melodischen Blasen an den Mund, während der Spitz den späten Gast mißtrauisch umschnupperte.

*

Der Erste Bürgermeister, Herr Dr. Eberhard Berghoff, hatte inzwischen den gravitätischen grünen Frack in den Schrank gehängt, den spitzen Galanteriedegen daneben gestellt, die Unterkleidung sauber auf den Stuhl gelegt und die Nachtmütze über die Ohren gezogen. Er wickelte sich wohlig in die dicken Kissen, die Bettflasche wärmte, im Ofen ballerten noch einige Buchenscheite, der Tag war vorbei, Gott sei Dank! Vor einer halben Stunde hatte ihn der Baumeister verlassen, dessen Haus war doch viel teurer geworden, als es veranschlagt war. Aber daran war kaum etwas zu ändern, das Geld schwankte in diesen verflixten Zeiten wie eine Fregatte auf hohem Meer. Es war freilich auch schön, fast zu schön für seine Verhältnisse geworden, Sandstein draußen mit eingelegten Goldornamenten, schmiedeeiserner Einfahrt und eleganten Vasen auf dem geschwungenen Dach, innen mit reichlichem, ebenfalls wohlgeziertem Raum, wie es das neumodische Rokoko verlangte. Doch man hatte auch wohl einiges auf sein Ansehen zu geben, zumal jetzt ein Sohn des englischen Königs, wenn auch noch ein Kind, auf dem fürstbischöflichen Stuhle saß und das vornehme Domkapitel sich noch mehr als sonst spreizte.

Plötzlich schellte es. Er wischte den ersten leisen Schlaf aus den Augen, der ihn schon wie ein milder Zephir umfing und schaute unwillig auf den Diener, der noch in der Küche beschäftigt gewesen sein mochte und jetzt verlegen in das Schlafzimmer trat.

„Was ist?" fragte er barsch, die Zipfelmütze über dem rechten Ohr hochschiebend.

„Ein Bürger möchte Seine Gestrengen sprechen", entgegnete der. „Er ließ sich nicht abweisen, so sehr ich auch in ihn drängte." — „Wie heißt er?" — „Maßmann."

„Und ist?" — „Schneidermeister."

„Was führt ihn her?" — „Das will er dem Herrn Bürgermeister nur selbst sagen." Er hüstelte hinter der vorgehaltenen Hand.

„Er soll kommen, führ' ihn nur in das Empfangszimmer!" Aergerlich stand er auf und zog sich an, der Diener half ihm mit der schweren Perücke zurecht und ging mit dem silbernen Leuchter voran. Maßmann, über und über mit Schweiß bedeckt, verbeugte sich in einem fort und stammelte endlich, wobei er den Hut fallen ließ: „Nichts für ungut, aber es ist doch erlaubt, den Herrn Bürgermeister jederzeit aufzusuchen?" — „Wenn es not tut, gewiß!" entgegnete Berghoff mit einiger Verwunderung.

„Dann habe ich hiermit von diesem Rechte Gebrauch gemacht. Entschuldigen Euer Wohledlen. Er wandte sich zum Gehen, raffte noch den Dreispitz auf hebend.

Berghoff trat auf ihn zu: „Sag Er einmal, ist Er verrückt? Hat Er getrunken, gewettet, ist Er auf einen dummen Scherz hereingefallen? Weiß Er überhaupt, vor wem Er steht?" Die Worte überschlugen sich fast in seinem Munde, die Stirnader schwoll dick an, Anton öffnete die Tür, der Herr schien nicht übel Lust zu haben, den Schneider höchstselbst die weißgestrichene breite Treppe hinunterzuwerfen.

Da aber reckte sich Maßmann hoch auf, der alte Bürgerstolz kehrte zurück. Er sah den Bürgermeister herausfordernd an und entgegnete mit zusammengebissener Ruhe: „Ich bestand auf meinem guten Recht, das ich mir nicht nehmen lasse. Von keinem!"

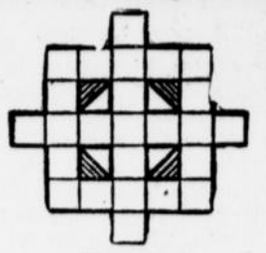
Berghoff, fast schon von der Komik versöhnt, mit welcher der Schneider aus tiefster Niedergeschlagenheit in ein pathetisches Selbstbewußtsein überglitt, in dem alle falschen Register überbetonter freistädtischer Würde mitklangen, drehte sich um, um sein Lachen zu verstecken. Er nickte dem Diener zu, der den Schneider nach unten brachte, wobei der, um seine grenzenlose Verachtung kundzutun, ein billiges, dünnes Unschlittlicht, das er erst aus der Küche holen mußte, mit betonter Nachlässigkeit anzündete und es auf einen ebenso wohlfeilen Zinnleuchter steckte. Als er wiederkehrte, hatte der Bürgermeister bereits ein Billett geschrieben, das er ihm in aller Frühe zu besorgen auftrug.

Maßmann war auch kaum so recht warm geworden, von allerlei unheilvollen Träumen gequält, als schon drei Mann der Stadtwache ihn kurzerhand aus dem Bett holten und ihn in den Bürgergehorsam am Wall sperrten, wobei ihm der anführende Korporal, würdevoll den pechigen Schnurrbart emporstreichend, den Befehl Seiner Gestrengen vorlas: „Verhaftet, da auch der Bürgermeister von *seinem Recht* Gebrauch zu machen willens ist!"



Hört ihr Herren und laßt euch sagen . . . (Zeichnung Paul Höfer)

Köpfchen, Köpfchen . . .



Wortleisten

Mit Hilfe der Buchstaben:

b — b — e — e — e — e — g — g — h — h — i — i — n — n — r — r — r — t — u — u — w — w — z — z

setze man waagerecht und senkrecht gleichlautende Wörter ein.

Die Reihen haben folgende Bedeutung: 1. Märchenfigur, 2. Stadt in Oberschlesien, 3. thüringische Stadt.



Rebus

Auflösung des Wabenrätsels:

1. Pisa, 2. Nixe, 3. Hexe, 4. Rosine, 5. Examen, 6. Amor, 7. Emir, 8. Irma, 9. Marine, 10. Nimrod, 11. Imme, 12. Ende, 13. Dorf.

Leben eines großen Fliegers

Generaloberst Udet zum 45. Geburtstag

Von Hauptmann Wilhelm Ritter v. Schramm

Wenn Generaloberst Udet am 26. April seinen 45. Geburtstag feiert, dann steht vor dem gesamten deutschen Volk das vertraute Bild des erfolgreichsten lebenden Jagdfliegers des Weltkrieges, der als junger Leutnant und Oberleutnant 62 Luftsiege gewann — und zugleich die immer noch jugendlich-elastische Erscheinung des Generalluftzeugmeisters der deutschen Luftwaffe, der zu den engsten Mitarbeitern des Reichsmarschalls Hermann Göring gehörend, den deutschen Fliegern das Material zu geben wußte, mit dem sie im Kriege überall die Vorherrschaft im Luftraum errangen. Die entscheidenden Impulse dazu sind von Ernst Udet ausgegangen, der die notwendigen Voraussetzungen aus der eigensten Erfahrung eines beispiellosen Fliegerlebens gewann.

Ernst Udet ist der geborene Flieger in des Wortes vollkommenster Bedeutung. Seine Jugend fällt mit der Eroberung des Luftraumes zusammen, die sich im letzten Menschenalter vollzieht. Schon im Jahre 1909, als Dreizehnjähriger also, hat er sich in München, seiner zweiten Heimat — er ist 1896 in Frankfurt am Main als Sohn eines Ingenieurs geboren — einen eigenen Gleitflugapparat gebaut und dann war es für ihn ganz selbstverständlich, daß er im Kriege Flieger, Jagdflieger werden mußte. 1917 wird der Einundzwanzigjährige Leutnant in der Fliegertruppe und bald steht er an der Spitze der deutschen Jagdflieger, bis er mit 62 Abschüssen nach Richthofen die höchste Zahl der Luftsiege erreicht. Kaltblütig wie kaum ein anderer, von überlegenem fliegerischem Können, dazu ein hervorragender Scharfschütze — so verkörpert Udet den Typ des deutschen Fliegers, der von keiner feindlichen Uebermacht bezwungen werden kann.

Vorübergehend scheint sein Leben durch den Zusammenbruch Deutschlands eine tragische Wendung zu nehmen. Mit seiner militärischen Laufbahn ist es dem Anschein nach endgültig vorüber. Versuche eines eigenen privaten Flugzeugbaus nahmen sehr verheißungsvollen Anfang, scheiterten aber daran, daß das Kapital das technische Schaffen überwucherte. Dann widmete sich Udet, der nie den Steuerknüppel aus der Hand gelegt hat, dem Kunstflug, fliegt für Deutschland in allen möglichen internationalen Konkurrenzen, unternimmt Luftexpeditionen nach Afrika und in die Arktis, wobei er oft totgesagt wird, und besteht so jahrelang glücklich zahllose Abenteuer. Mehrer Male entgeht er, aus versagenden Maschinen im letzten Augenblick abspringend, dem sicheren Tode nur mit genauer Not. Aber es gelingt ihm in diesen Jahren, in allen Erdteilen ein neues Aufleben des deutschen Fliegerruhms zu sichern, wie er sich auch aktiv am Segelflug beteiligt.

Es ist klar, daß dieser Mann an entscheidender Stelle bei dem Aufbau der deutschen Luftwaffe mitwirken muß. 1935 beruft ihn Hermann Göring als Chef des technischen Amtes und Oberst in das Reichsluftfahrtministerium und nun beginnt die dritte Periode dieses einzigartigen Lebens. Am 1. April 1937 wird Udet zum Generalmajor befördert und erringt ein Jahr später mit dem neuen Heinkel-Jagdeinsitzer den Schnelligkeitsweltrekord von mehr als 634 Stundenkilometer. Bereits am 1. April 1938 wird Udet Generalleutnant und im Januar 1939 Generalluftzeugmeister der deutschen Luftwaffe.

In dieser damals neugeschaffenen Stellung hat Udet Unvergleichliches geleistet. Er ist für sie geschaffen wie kein zweiter. Sein eigenes überragendes Können wie seine fliegerische Erfahrung sind nun ein unschätzbares Kapital, das der technischen Entwicklung der gesamten deutschen Luftwaffe zugute kommt. So kann er aus erster Hand dafür sorgen, daß die Luftwaffe mit den besten Flugzeugen und Geräten ausgestattet und gleichzeitig eine deutsche Flugzeugindustrie entwickelt wird, die von keiner anderen der Welt mehr einzuholen ist. Auf seine Initiative ist auch die Entwicklung der deutschen Sturzkampfbomber zurückzuführen, die sich als einzigartige Waffe des Sieges auf allen Kriegsschauplätzen erweisen.

Die Leistungen Udets werden denn auch vom Führer und Obersten Befehlshaber entsprechend anerkannt. Im Januar 1940, nach dem Polenfeldzug, in dem die deutsche Luftwaffe ihre Feuertaufe so glänzend bestand, wird Udet General der Flieger und dann nach dem Westfeldzug und der schnellen Niederwerfung Frankreichs Generaloberst — noch nicht 45 Jahre alt. Das Ritterkreuz ist die Anerkennung des Führers für die hervorragenden Kriegsleistungen des Generalluftzeugmeisters.

Generaloberst Udet, als einer der nächsten Mitarbeiter des Reichsmarschalls, gehört heute zu den Gewährsmännern des endgültigen deutschen Sieges. Das wird man auch in Amerika nicht abstreiten können, denn gerade die Amerikaner haben ja dem Flieger Udet bei mehr als einer Gelegenheit zugejubelt. Man kennt ihn auf der ganzen Erde als einen der ersten Meister im Luftraum. Er gehört dabei zu den Naturen, die nie alt werden, weil sie das Glück der inneren Jugend besitzen. Dieses persönliche Glück, durch Einsatz und tapferste Leistung immer wieder erworben, hat ihn auch an der verantwortlichen Stelle des Generalluftzeugmeisters geleitet. Es ist heute auch das Glück der gesamten deutschen Luftwaffe und aller ihrer Flieger.

Allgemeine Rundschau

Auszeichnung von Musterbetrieben am 1. Mai

Am 1. Mai findet wieder eine Sitzung der Reichsarbeitskammer statt, auf der die Auszeichnung von Musterbetrieben auf Grund des Kriegsleistungskampfes 1940/41 erfolgt. In jedem Jahr ist die Zahl der Teilnehmer am Leistungskampf der deutschen Betriebe gestiegen, und diesmal sind es fast 300 000 Betriebe, die sich an diesem Wettbewerb beteiligt haben. Der Krieg hat auch den Leistungskampf vor neue Aufgaben gestellt. Es galt, die Betriebsgemeinschaften unter den erschwerenden Bedingungen eines totalen Krieges zum höchsten Einsatz und zur größten Gesamtleistung zu bringen. Diese Aufgabe erforderte eine noch vermehrte Betreuung. An erster Stelle mußte eine vorbildliche Gesundheitsführung stehen.

Die Deutsche Arbeitsfront hat im Rahmen der diesjährigen Auswahl der Musterbetriebe wieder eine Untersuchung anstellen lassen, wie sich im Kriege die soziale Betreuung der Gefolgschaft auf den Leistungsstand der Betriebe auswirkt. Die Ergebnisse dieser Untersuchung überstiegen die kühnsten Erwartungen. Die Leistungsergebnisse der ausgezeichneten Betriebe zeigen überall Steigerungen, die beim Vergleich mit den Zahlen der letzten Friedensjahre kaum glaubhaft erscheinen. Alle diese Betriebe mußten zur Mehrarbeit übergehen. Und die bedeutende Erhöhung der Arbeitszeit führte nicht zu einer Erhöhung der Krankenziffern, der Bummelschichten, der Ausschußarbeit oder der Unfälle. Dieses Ergebnis ist allein durch eine wahre nationalsozialistische Menschenführung und umfassende soziale Betreuung erreicht worden. Besondere Aufgaben ergaben sich aus dem vermehrten Fraueneinsatz und der Einordnung von Dienstverpflichteten in die Gemeinschaft des Betriebes. Die Musterbetriebe haben sich im Kriege als die sozial besten, die wirtschaftlich günstigsten und in ihrem Produktionsvermögen leistungshöchsten erneut bestätigt. Ihre Zahl wird auch in dem am 1. Mai beginnenden neuen Leistungskampf weiter zunehmen.

*

Münster, 25. April. **Auch ausländische Stoffe unterliegen der Bezugsbeschränkung.** Luigi und Adadeo hatten in ihre sonnige Heimat zurückkehren wollen. Um sich das Reisegeld zu verschaffen, hatten sie einen Ballen Stoff an einen Kaufmann in Münster „punktfrei" verkauft. Dem waren aber Bedenken gekommen und er benachrichtigte die Polizei. Vor dem Richter wollten beide kein Wort Deutsch verstehen, sie wußten überhaupt nicht, daß es „Punkte" gab. Unschuldig wie neugeborene Kinder fühlten sich beide. Das Schöffengericht belehrte die beiden Sünder dahin, daß auch aus dem Auslande eingeführte Stoffe der Verbrauchsbeschränkung unterliegen. Wenn es auch den ganzen Sachverhalt nicht so schwerwiegend erachtete, daß eine Gefängnisstrafe hätte verhängt werden müssen, wie es der Staatsanwalt beantragt hatte, so verurteilte es beide doch zu einer Geldstrafe von 200 RM, die durch die erlittene einmonatige Untersuchungshaft als verbüßt erklärt wurde.

Bochum, 25. April. **Sechs Goldene Hochzeiten an dem gleichen Tage.** Es hat schon seine Richtigkeit, wenn in den letzten Jahren behauptet wird, daß die Menschen jetzt älter werden als früher. Der beste Beweis dafür ist unser Industriegebiet, und daß hier ausgerechnet unter der arbeitenden Bevölkerung fast jeden Tag Goldene Hochzeiten gefeiert werden, spricht eine nicht mißzuverstehende Sprache. So wurden in Bochum und seiner näheren Umgebung nicht weniger als sechs Goldene Hochzeiten gefeiert.

Essen, 25. April. **Ein abgefeimter Heiratsschwindler.** Trotz der empfindlichen Strafen, mit denen der Heiratsbetrug bedroht ist, fallen immer wieder vertrauensselige Mädchen auf die Lockungen der gerissenen Heiratsschwindler herein. Vor der Essener Strafkammer hatte sich ein gewissenloser Heiratsschwindler, der 30 Jahre alte Joseph Dabrowski, der einer Essener Hausangestellten den größten Teil ihrer Ersparnisse in Höhe von 8000 RM abgenommen hat, zu verantworten. Ueber zwei Jahre lang hat das törichte Mädchen auf die Heirat mit diesem mehrfach wegen Betruges vorbestraften Burschen gewartet, der in dieser ganzen Zeit ausschließlich von den Geldern gelebt hat, die ihm die vertrauensselige Hausangestellte immer wieder aushändigte. Außerdem hat der Angeklagte, der im übrigen in der Verhandlung als ein arbeitsscheuer Mensch geschildert wurde, auch noch seine Kostwirtin um 200 RM betrogen. Während der Staatsanwalt eine Zuchthausstrafe von 5 Jahren forderte, hat das Gericht die Strafe auf 2 Jahre 6 Monate Zuchthaus und 3 Jahre Ehrverlust bemessen.

Duisburg, 25. April. **Kleiner Junge als Detektiv.** In einer Metzgerei beobachtete ein kleiner Junge, wie ein Mann in Abwesenheit des Metzgers schnell ein großes Stück Fleisch von der Theke nahm und in seine Aktentasche steckte. Der Junge erzählte den Vorfall seiner Mutter, und diese setzte den bestohlenen Metzgermeister davon in Kenntnis. Der Zufall wollte es, daß der Junge wenige Tage darauf den Dieb aus dem Hause eines Arztes kommen sah. Er heftete sich an die Person des Mannes, sprach ihn an und erfuhr hierbei seinen Namen. Die Polizei tat das übrige und ermittelte den Dieb, der jetzt vor Gericht stand. Der Täter leugnete zwar hartnäckig, wurde aber vom Gericht als überführt erachtet und zu einem Jahr sechs Monaten Zuchthaus verurteilt.

Waldenburg (Schl.), 21. April. **Drei Todesopfer eines tragischen Unfalls.** An der Bahnstrecke zwischen Oberwüstegiersdorf und Königswalde im Kreise Waldenburg ereignete sich ein tragisches Unglück, dem drei junge Menschenleben zum Opfer fielen. Zwei junge Mädchen aus Dörnhau unterhielten sich mit Insassen eines haltenden Zuges. Dabei bemerkten sie nicht, daß auf dem zweiten Gleis der Schnellzug sich näherte. Sie standen so unglücklich, daß sie von diesem Zuge erfaßt und getötet wurden. Ein 15jähriger Bursche, der die Mädchen im letzten Augenblick zurückreißen wollte, kam ebenfalls unter die Räder des Schnellzuges und erlitt auch tödliche Verletzungen.

Spiel und Sport

Was gibt's in Westfalen?

Westfalen und Niederrhein haben jetzt mit dem neugeschaffenen Industriepokal zu tun, den die nach den Bereichsmeistern fünf besten Mannschaften bestreiten. In Bielefeld stehen sich VfB. und Schwarz-Weiß Essen sowie Arminia Bielefeld und Rot-Weiß Essen in einer Doppelveranstaltung gegenüber. Voraussichtlich wird Rot-Weiß Essen gewinnen, der zweite Kampf ist in seinem Ausgang völlig offen. Weiterhin empfängt Gelsenguß Gelsenkirchen die Oberhausener Rot-Weißen. Auch hier ist das Ende offen. Hamborn 07 trifft mit Borussia Dortmund zusammen, die in Hamborn geschlagen werden kann. Außerdem sind noch Westfalia Herne und Fortuna Düsseldorf an diesem Wettbewerb beteiligt. Das nach Herne angesetzte Spiel mußte aber verlegt werden.

Westfalen bringt außerdem noch das letzte Punktespiel Arminia Marten gegen DSC. Hagen. Die Hagener können bei einem Gewinn mit dem VfL. 48 Bochum auf gleiche Punktzahl kommen, den VfL. aber nur überholen, wenn sie einen 8:0-Sieg erringen. Das wird kaum eintreten. Somit wären dann Preußen Münster, Union Gelsenkirchen, Arminia Marten und DSC. Hagen zum Abstieg verurteilt.

Vor einem großen Tennissommer

Mit dem Länderkampf Deutschland gegen Italien vom 25. bis 27. April in Mailand nimmt der Tennissommer 1941 bereits seinen Anfang. Allem Anschein nach wird das Programm dieses Sommers noch weitaus vielfältiger sein als das des Vorjahres. Deutschland wird sich sowohl am Weltausstellungspokal der Italiener als auch am Donaupokal beteiligen, wobei neben den Italienern auch die Ungarn und die Kroaten, bestens vertreten durch Puncec, Pallada usw. unsere Gegner sein werden. Dabei ist nicht ausgeschlossen, daß weitere Länderkämpfe gegen andere Gegner, von den Japanern abgesehen, hinzukommen.

Neusel gegen Kölblin

Der verschobene Ausscheidungskampf zur Deutschen Schwergewichtsmeisterschaft mit Arno Kölblin steigt nun am 27. April in der Berliner Deutschlandhalle. Es ist ein großer Kampf zu erwarten, der über zehn Runden angesetzt ist und nach den schärfsten Bedingungen ausgetragen wird. Das Rahmenprogramm mit vier Begegnungen bringt ebenfalls nur Schwergewichtsboxer in den Ring, darunter ein internationaler Kampf mit Schweden Olle Tandberg.

Es spukt im Seehaus

Ein heiterer Roman von Marianne von Ziegler

Urheber-Rechtsschutz: Drei Quellen-Verlag, Königsbrück (Bezirk Dresden)

13)

So nebenbei vollendete am unteren Ende des Tisches das bescheidene Fräulein das Geschäft des Frühstückens, das ihr um so besser gedieh, als niemand sie beachtete. Jetzt erhob sie sich, um sich mit höflichen Worten von den Hausgenossen zu beurlauben. Sie wollte einen großen Spaziergang machen, recht tief in den einsamen Wald.

Ob sie sich so ganz allein nicht fürchte, fragte Gutrune. „Zenzi und Fannerl haben gestern nachmittag, als sie droben im Bannwald Himbeeren suchten, einen verdächtig aussehenden Mann mit großem Bart angetroffen, der ihnen von ferne folgte und allerlei Zeichen machte."

„Die dummen Gänse", sagte Frau Hollweck wegwerfend. „Es wird irgendein freundlicher Holzknecht gewesen sein, der sich einen Spaß machen wollte." Ihrer Ueberzeugung nach war im Bereich des Seehauses kein Raum für gefährliche Subjekte. Wozu also die Gäste beunruhigen?

Fräulein Feldmeier nahm die Mitteilung übrigens mit Gelassenheit auf; sie mochte sich sagen, daß kein Mann — gleichviel ob verdächtig oder nicht — ihr viel Aufmerksamkeit schenken würde. Für Frau Gaedecke aber hatte der Gedanke an aufregende oder gar gefährliche Begegnungen entschieden etwas Verlockendes, und sie beschloß bei sich, ihrerseits bald den so romantischen Bannwald aufzusuchen.

Frieder kam vom Hause her getrabt. „Ein Mann ist da!" rief er. „Ihr sollt alle kommen, er hat viele Schlüssel mitgebracht!"

Die vier Damen sprangen auf. Die geheime Kammer. Jede wollte als erste zur Stelle sein, selbst Piet setzte sich in Bewegung, da er nicht etwa allein mit dem Jungen, von dem er sich noch immer nichts Gutes erwartete, zurückbleiben wollte. Frieder, das Feld behauptend, machte sich über die leckeren Reste des Frühstücks her.

Neugierig umstand die gesamte Einwohnerschaft des Seehauses den wackeren Schlossermeister. „Die Tür da soll i aufsperren? Habt's den Schlüssel verloren?"

„Nein, nein, er fehlt. Herr Nante wird ihn versehentlich auf seine Reise mitgenommen haben."

„Auf die Reis'?" Wieder das schlaue Augenzwinkern, das alle Bichelberger aufsetzten, sobald auf Herrn Nante die Rede kam. „Recht viel Sach wird er da net mitgenommen hab'n. Oder net?"

Der Hausherr sah ihn verständnislos an.

„No, das wissen S' doch, wo er hing'reist ist? Auf sechs Monat akkurat, weil s' ihn schon 's drittemal erwischt haben. 's Jagern, das is halt seine Passion!"

„Um Gottes willen!" warf Gina ein, die für Herrn Nante ganz rot geworden war. „Sie wollen doch nicht sagen, daß er — — eingesperrt ist?"

„Ham S' das net gewußt?" fragte der biedere Handwerker gemütlich. „I hab gmeint, der is a Freund von Ihr'm Herrn . . . Wie gsagt, er ist sonst gar net so unrecht, der Herr Nante. Grad a bissel z'weit umi is er halt aern beim Jagern. Aber da hat's jetzt bald ein End damit. Mir kriegen jetzt den neuen Wachtmeister, dös is a scharfer!"

Gina fühlte die Schmach, die das Seehaus betroffen hatte, als ihre eigene. Martin tröstete sie. „Du kannst doch wirklich nichts dafür, und unsere lieben Gäste werden uns nicht für die Moral unseres unbekannten Vorgängers verantwortlich machen."

Aber Piet riß doch seine wasserblauen Augen auf. „Sie sagen immer, hier ist alles ehrlich . . ."

„Ja, ja, da feit si nix!" begütigte der Schlossermeister. „Bei uns, da gibt's keine Spitzbuben. Der Herr Nante is ja bloß a Zugereister gwen. Und sonst war er ganz recht. Dös bissel Wildern — o mei! San do immer recht feine Herrschaften bei ihm gwesen, grad wie bei Eanaha. Und jetzt wer'n ma glei sehn, was er in sei'm Kammerl eingsperrt hat!" Sein Schlüsselbund klirrte, als er ein Werkzeug nach dem anderen zog.

„Gott, wie interessant!" sagte Frau Gaedecke. „Vielleicht hat er hier sein Schießgewehr versteckt und die Vermummung, die er trug. Oder hat er gar Freikugeln in der Kammer gegossen?"

Mit lautem Kreischen gab die Türe nach. Alle drängten sich um den Eingang und starrten in den geöffneten Raum. Als erste schoß — ob unter dem Druck der Nachdrängenden oder der eigenen Neugier? — Fräulein Feldmeier in das Gemach, das ziemlich tief und schmal, fast leer und verhältnismäßig sauber war.

„Vorsicht!" mahnte Piet, der mißtrauische. „Man kann nicht wissen, vielleicht ist eine Falltüre da . . ."

„Was soll denn passieren?" erwiderte Gina geringschätzig und betrat ihrerseits die Kammer. Ein großer Wandschrank nahm die eine Seite ein. „Aha! Blaubarts Frauen!" lachte sie und ging auf ihn zu. Fräulein Feldmeier warf sich mit einem Aufschrei dazwischen.

„Mein Gott, Sie machen einen ja ganz nervös! Man muß doch schließlich sehen, was darin ist! Nichts — — ich dachte mir's ja", schloß sie halb beruhigt und halb enttäuscht nach einem kurzen Blick in sein dunkles Innere und ließ das schwere Schloß wieder einschnappen. Fräulein Feldmeier lehnte sich erleichtert aufatmend gegen die Schranktür und sah zu, wie eins nach dem andern sich entfernte. Dann folgte auch sie und beobachtete anscheinend beruhigt, wie der geschickte Meister einen Schlüssel zurecht feilte, verpaßte und die geheimnisvolle Tür wieder von außen damit verschloß.

*

Nach dem Mittagsmahl, als zu hoffen stand, daß die Gäste gesättigt und hoffentlich auf ein Stündlein wunschlos waren, zogen sich Hollwecks in das „Privatkontor" zurück. Gutrune entzündete den Brenner der Kaffeemaschine, Martin seine Pfeife, und Gina, einen Bleistift und ein riesiges Haushaltungsbuch in Händen, versank in den Lehnstuhl am Schreibtisch. Martin liebte diese Stunde des Tages besonders, denn es war die einzige, in der noch so etwas wie ein Familienleben zustande kam. Tagsüber fühlte er sich, obwohl seine Gattin ihn mit allen möglichen untergeordneten Handreichungen in Atem hielt, etwas überflüssig neben so viel lebhafter und geräuschvoller Geschäftigkeit. Auch jetzt konnte er nichts Besseres tun, als die Zeitung lesen, während sie rechnete. „Arme Frau", fragte er, ohne aufzublicken, „mußt du schon wieder fleißig sein?"

Gina, die über ihrem Hauptbuch sanft eingeschlummert war, fuhr in die Höhe und schüttelte sich, wovon sie sofort wieder munter wurde. „Du weißt doch, arbeiten ist meine Lust! Und wenn man so den Erfolg sieht . . ."

(Fortsetzung folgt.)